

Zwangswirtschaft

„Das Jahr 1915“, urteilt Ludendorff, „schloß mit einem Plus für uns ab.“

Plus: der schon halb niedergebogte, taumelnde, blutgeblendete russische Riese, dem die masurischen Wälder, die polnischen Sümpfe, die galizischen Berge und Flüsse gespenstig vor den Augen tanzen.

Plus: die großen, stillen Leichenfelder von Gallipoli, auf denen nur noch die Schatale um die Holzkreuze von 100 000 weißen und farbigen Briten und Franzosen greinen.

Plus: das wie von einem Arzt mit einem raschen Lanzettenschnitt geöffnete Blutgeschwür Europas: Serbien.

Plus: in die Ohren der Italiener immer wieder am blutgeröteten Sonzo das Gebrüll der österreichischen Haubigen: „Bis hierher und nicht weiter!“

Plus: im Westen vom Fels zum Meer trotz Feuerwalze im Frühling, trotz Granatenhagels im Herbst, unerschütterter die deutschen Schützengräben.

Italien drüben beim Feind! Dafür der Bulgare mit uns im Bund! Der Balkan gesteiht, dessen kriegsentscheidende Bedeutung die Falkenhannsche Heerführung vielleicht erkannte, aber nicht durch volle Maßnahmen zu bekräftigen vermochte. Westfront und Balkan bedingten sich gegenseitig im Ziel des Endsiegs und beanspruchten doch wieder gegenseitig voneinander die drüben erforderlichen Kräfte.

Alles in allem: In den ganzen 4 Jahren des Völkerringens hat Deutschland niemals so gut dagestanden wie um diese Jahreswende. Militärisch und zu Lande! Aber nicht wirtschaftlich und zur Seele

Das sind die beiden großen Minuszeichen über Nordsee und Atlantik: England und die Hungerblockade. Amerika und der U-Boot-Krieg!

Zähnefletschend wie eine Bulldogge führt England den Seekrieg um kondensierte Rindermilch, Chinin, Verbandwatte als Konterbande. Kaum, daß später ausnahmsweise den Norwegern gestattet wird, etwas Lebertran für franke Kinder nach Deutschland zu schicken.

„Ganz offenkundig und ganz rücksichtslos“, schreibt, eben jetzt zum Reichsinnenminister ernannt, Karl Helfferich, „ging England darauf

aus, die Kriegsführung zu unterstützen durch eine wirtschaftliche Erdrosselung des deutschen Volkes. Durch die Abschnürung der Zufuhr von Nahrungsmitteln sollte Deutschland ausgehungert und zur Übergabe gezwungen werden. Dabei handelte es sich für England nicht nur um ein Kriegsmittel, sondern klar erkennbar um einen wesentlichen Kriegszweck: Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft sollte den tödlichen Streich erhalten! Die Vernichtung jeder deutschen geschäftlichen Betätigung, jeder deutschen Wirtschafts- und Kulturarbeit, die für den britischen Arm überhaupt erreichbar war, gibt davon beredtes Zeugnis. Der britische Vernichtungswille kannte keine Schranken, weder in geschriebenen Satzungen noch in der ungeschriebenen Böllermoral, weder im menschlichen noch im göttlichen Recht.“

Gegen den Hungertod über See gab es den Tod aus der Tiefe. Aber wirklich aus der Tiefe. Ohne selbstmörderisches Auftauchen des U-Boots, Parlamentieren und Durchsuchen. Sollte der jetzt ganz eingeschlafene U-Boot-Krieg zu tödlicher Wirkung erwachen, so mußte er unbeschränkt sein, das heißt auch alle Neutralen ohne weitere Warnung treffen, die trotz allgemeiner früherer Warnung friedlich in der Kriegszone herumplätscherten. Das aber würden unbelehrbar die Amerikaner tun. Unbeschränkter U-Boot-Krieg hieß Krieg mit Amerika.

Bethmanns Schreckgespenst! Der ewig Unentschlossene kommt nur zu dem Entschluß: Kein deutscher U-Boot-Krieg, aber dafür englische Blockade! Deutschland soll sehen, wie sie aushält!

Das ganze Jahr 1915 war, von der Brotkarte abgesehen, von der deutschen Bürokratie in Dingen der Volksernährung ziemlich ungenutzt vertrödelt. Jetzt befällt auf einmal wie ein Schüttelfrost die Kriegswirtschaft den Volkskörper. Doch auch sie brachte keine Rettung, konnte sie nicht bringen, weil man versäumt hatte, beizeiten die nötigen Voraussetzungen dafür zu schaffen. Als 25 Jahre später der nationalsozialistische Staat sich vor eine ähnliche Aufgabe gestellt sah, erreichte er es, daß dank seiner klugen Vorsorge die notwendigen Dinge, wenn auch diese und jene in knapper, so doch immerhin ausreichender Menge vorhanden waren. Überdies war das ganze Volk in jahrelanger Aufklärungs- und Schulungsarbeit im Gemeinschaftsgeist erzogen und brachte daher den unvermeidlichen behördlichen Anordnungen viel mehr Verständnis und Bereitwilligkeit entgegen.

Die Kriegswirtschaft war also unbedingt nötig. Sie hätte schon lange kommen müssen. Aber in anderer Form. Unter den gegebenen Verhältnissen vielleicht durch Selbstverwaltung. Freilich mangelte es an Männern. Sie waren im Feld. Sie wurden zur Wirtschaftsordnung draußen in den großen eroberten Ländermassen, in Belgien, Nordostfrankreich, Russisch-Polen, Litauen, Kurland, gebraucht. Sie waren daheim in der Rüstungsindustrie nötig.

Trotzdem hätten sich noch Menschen des praktischen Lebens, auch unter den Frauen, zur Not genug gefunden, um den Behörden sachlich beratend und seelisch aufklärend zur Seite zu stehen, statt daß man Wohl und Wehe nervenzitternder, hungernder Millionen in welt- und wirtschaftsfremde Schreibstuben verlegte.

Hauptfehler: Der Jurist ging von den Rechtsbegriffen des Friedens aus. Er betätigte sich an dem Trugbild einer Normalwirtschaft, die man mit Richtlinien, Verordnungen, Verfügungen „von hoher Hand“ nach Bedarf modelte und die dem Druck von oben nachgab, weil sie nachgeben konnte. Jetzt, in der eisernen Notwendigkeit des Krieges, konnte sie das nicht. Sie hatte ihre eigenen Gesetze, die ihr der Mangel an Menschen und Mitteln aufzwang. Auch die väterlichsten Mahnschreiben städtischer Behörden zauberten nicht den Kaufherren aus der polnischen Etappe in sein Kontor, die schrofften Erlasse Stellvertreter der Generalkommandos nicht den Bauern aus dem flandrischen Schützengraben auf seinen Acker.

Was macht das Wirtschaftsleben? Es weicht aus. Die Verordnungen gehen daneben in die Erde. Born regiert der „Assessor“, „hintenrum“ geschehen im Selbsterhaltungstrieb tausend Dinge zwischen Himmel und Erde, die er nicht ahnt oder nicht ändern kann.

Der Grundlag von 1913: Befohlen ist geschehen! Das Echo von 1916: Befohlen ist nicht geschehen, weil der Befehl auf Friedens- statt Kriegsvoraussetzungen beruht.

Im Frieden konnte man einen Hundertmarkschein überall in blanke Goldstücke einwechseln. Im Krieg hieß es: „Mark ist Mark!“ Der in beliebigen, für die Kriegsanleihen und die Kriegführung unerläßlichen Milliarden zu druckende Hundertmarkschein war Geld an sich. Nach dem Krieg, nach dem Sieg, hoffentlich wieder in Gold einlösbar! Für die damalige, ganz kapitalistisch ausgerichtete Wirtschaftsordnung eine durchaus berechtigt erscheinende Frage. Man finanzierte, mit Recht, durch die Hoffnung auf Sieg den Krieg. Aber je eifriger die Notepresse stampfte, desto näher rückte, nicht nur unter den längst Wissenden, die Frage, ob denn, auch im Fall des Siegs, nach dem Krieg genug Goldberge vorhanden sein würden, um diese Banknotenberge zu ersetzen. Der leise Zweifel daran erzeugte eine beinahe unbewusste seelische Geringschätzung des Papiergeldes in der Hand des Käufers. Er legte es leicht hin für Ware auf den Ladentisch. Wenn die Ware auch heute teurer war als gestern, so hatte man dafür doch etwas von reellem Wert. Und morgen kostete die Ware vielleicht schon wieder mehr. So begannen die Preise zu klettern. Der Staat, der durch die Notepresse doch eben diese Akrobatik erzeugte und erzeugen mußte, glaubte mit einem Ufas „Die Ware kostet soundso viel!“ die Preise wieder herunterholen zu können wie Buben vom Apfelbaum. So entstanden die amtlichen Höchstpreise, zuerst für Gemüse, Richtpreise für Schweinefleisch, für Fische.

25. Jan. 1916
9. Febr. 1916
1. Mai 1916

Die erste Folge war, daß die Ware vom Markt verschwand und hinter dem Rücken einer hohen Obrigkeit noch teurer, nach dem privatwirtschaftlichen Verhältnis von Angebot und Nachfrage, wieder auftauchte. Zweitens waren nur einzelne Warenreihen mit Höchstpreisen bestraft und schmollten im Winkel. Dafür stiegen die frei gebliebenen Nachbargattungen in groteskem Mißverhältnis.

Es kostete zum Beispiel späterhin ein greifbares wildes Kaninchen viel mehr als ein unauffindbarer, noch so schöner Hase. Eine junge Saatkrähe in der Hand des Verkäufers mehr als eine auf dem Markt nicht vorhandene Masttaube.

So ging das nicht. Das erkannte auch der neugegründete Beirat für Volksernährung. Man entschloß sich, wie das bei dem Brotgetreide schon vor einem Jahr mit großem Erfolg geschehen, zur öffentlichen Beschlagnahme und Bewirtschaftung aller wichtigen Waren dieser Welt und zu ihrer gleichmäßigen Verteilung auf jeden Kopf der Bevölkerung durch ein System von Bezugskarten und Bezugsscheinen.

„Die Festsetzung von Höchstpreisen“, schreibt der damalige Staatssekretär des Innern (Reichsinnenminister) Helfferich, „allein konnte die Aufgabe [damals] nicht lösen. Eine gesetzliche Preisfestsetzung schaltet den Preis als Regulator von Angebot und Nachfrage aus, ohne einen andern Regulator an seine Stelle zu setzen. Das System der Höchstpreise bedurfte mithin sofort, wenn es das Zusammenbrechen der Versorgung nicht geradezu beschleunigen sollte, der Ergänzung durch weitergehende Maßnahmen. Auf fast allen Gebieten kam man von Teileingriffen zur zentralen Bewirtschaftung. So bekamen wir die Reichsartoffelstelle und Reichshülfsfruchtstelle, die Reichsstelle für Gemüse und Obst und die Reichszuckerstelle, die Reichsfleischstelle und die Reichsstelle für Speisefette, die Reichsverteilungsstelle für Eier und den Reichskommissar für Fischversorgung. Viele von diesen Reichsstellen umgaben sich mit einem Kranz von Kriegsgesellschaften für alle möglichen Spezialgebiete, für Sauerkraut wie für Teichfische und Aale.“

Zuerst entstand so die Butter- und Fettkarte und mit ihr im Laden das wegen seiner Schnippigkeit verhaßte „Butterfräulein“. Dann die Verordnung über Kuchenbäcker, Süßigkeiten und Schokolade. Es folgt die Beschlagnahme aller Bekleidungsstoffe, Wäsche, Unterkleider durch die Heeresverwaltung. Der Branntwein wird bewirtschaftet. Die Papiervorräte gerecht für 3 Zwecke, für Zeitungspapier, Sandsäcke im Schützengraben und rauchloses Pulver, eingeteilt.

Bald darauf wird das Kriegsernährungsamt errichtet und dem bisherigen Oberpräsidenten von Ostpreußen, v. Batocki, unterstellt. Es wird ein Kohlenkommissar eingesetzt. Dann kam die Seifenbewirtschaftung und als ein bedeutsames, kaum 5 Zentimeter im Bierdeckel messendes gelblich-weißes Stück Papier — die Fleischkarte.

8. Januar
1915

6. Dezember
1915

16. Dezember
1915

1. Februar
1916

15. April 1916

18. April 1916

22. Mai 1916

21. Juli 1916

26. August
1916

Allmählich wurde fast alles von der öffentlichen Hand erfaßt: Vollmilch, Magermilch, Sahne, Erbsen, Süßstoff, Hafersfoden, Bohnen, Speisestup, Kaffee-Erfaß, Graupen, Grieß, Petroleum, Brennspiritus, städtische Weihnachtsgänse — alles erhält man nur auf Karten, meist in geringen Mengen, bei dem Kaufmann, bei dem man als Kunde eingetragen ist. Vor den Läden ordnen sich weit die Straße hinaus bei Wind und Wetter die Schlangen der Käufer, die berühmten „Polonoisen“. Jetzt erkennt man wieder den vergessenen Sinn des Wortes „Eine Ware erstehen“! Es heißt jetzt anstehen, so früh wie möglich, damit man noch etwas erwischt. Die Kriegerfrau, die für ihren Mann das verwaiste Mädchen führt und für die kleinen Kinder daheim kochen müßte, vertut Stunden um Stunden täglich im Warten vor den einzelnen Geschäften, bis sie endlich alles beisammen hat, wozu ihr die Karten und die Beianntmachungen an den Lifsaßsäulen Anrecht geben.

Zuweilen sonderbare Dinge: Die Holländer schicken plötzlich hinter dem Rücken der Briten eine Masse Auster. Ihre Fischer wollen auch etwas vom Krieg haben! Also eßt Auster! Die Schweizer bescheren uns goldene Uhren. Ihre Uhrmacher möchten auch verdienen! Also kauft Uhren! Dann gibt es das nächstemal Käse, wenn es der Engländer nicht merkt!

Das Furchtbare nur an dieser ganzen, mit deutscher Methodik pünktlich wie eine Maschine leuchtenden und stampfenden Kriegsversorgung: sich ihr zu entziehen war nur eine Frage des Geldbeutels! Man konnte sich durch den Schleichhandel beinahe alles auch ohne Karten beschaffen!

Sittenstrenge hinterher ist leicht. Wer damals für die Alten in der Familie, für die Frau und namentlich für die Kinder unser tägliches Brot zu beschaffen hatte, der empfand unter den damaligen Verhältnissen, wo selbst das Allernotwendigste und Lebenswichtigste auf reguläre, ehrliche Weise einfach nicht zu haben war, das „Hamstern“ als sittliche Pflicht gegenüber seinen Liebsten und Nächsten. Er hatte ja Geld! Geld wurde ja in Masse gedruckt. Auf dem Lande lachte bar Geld bei dem Bauern, der an den staatlichen Enteignungspreisen seiner Butter, seiner Eier, seiner Schinken und Kartoffeln so gut wie nichts verdiente. Reißend breitete sich der Schleichhandel aus, ähnlich wie zur Zeit der Prohibition der heimliche oder beinahe öffentliche Vertrieb von Alkohol in den Vereinigten Staaten. Niemand fand etwas daran. Man sprach ganz offen davon. Damen tauschten Adressen ihrer Lieferanten aus. Beurlaubte Feldgraue hauferten mit belgischer Seife von einer Wohnungstür zur anderen. Von Passanten mitgebrachter polnischer Zucker wurde auf offener Straße von fliegenden „Donbontüchen“ zu Pralinen verarbeitet. Richter, die einen beim Hamstern erwischten Familienvater aburteilen sollten, erklärten sich für befangen, weil sie selber sich ebenso versorgten, und erhielten Befehle öffentliche Kartenrationen, um ohne Gewissensbisse ihres Amtes zu walten.

Den Schaden hatte der „kleine Mann“, der kein Geld und keine Verwandten auf dem Lande besaß. Namentlich in den Industrieregionen wuchs die Not. Hier waren es wieder die Leitungen der großen Kriegs-

betriebe und die Gewerkschaften, die von Rittergütern her ihren Tausenden von Arbeitern Zulage an Wurst und Fett besorgten. Der Staat drückte notgedrungen die Augen zu. Die Kriegswirtschaft war bald wie ein Kugelfang durchlöchert.

„Ich bin auch heute noch der Meinung“, schreibt Helfferich, „daß auf manchen Gebieten die Zwangswirtschaft [in der damaligen Form] weit mehr geschadet als genutzt hat, daß sie die Produzenten verwirrte und verärgerte und so die Produktion lähmte, daß sie große Mengen leichtverderblicher Nahrungsmittel verkommen ließ, so daß in der Endwirkung Erzeuger und Verbraucher zu kurz kamen. Den allergrößten Nachteil aber sehe ich darin, daß die Überspannung der zentralen Bewirtschaftung den wucherischen Schleichhandel geradezu großzüchtete. Wenn auf der einen Seite die Kontrollmöglichkeit gering, auf der andern infolge der Übertreibung des Systems die Versuchung zu seiner Durchbrechung übermächtig ist, dann gibt es kein Halten. Auch nicht durch Strafen. Im Gegenteil, indem die Strafen das Risiko des Schleichhandels erhöhen, steigen die Schleichhandelspreise. Nach meiner Überzeugung wäre hier weniger mehr gewesen. Aber jeder Widerstand [gegenüber dem Kriegsernährungsamt] war vergeblich.“

Aus diesem Sumpf des Schleichhandels erhebt sich im Lauf des Krieges gigantisch wie ein Saurier der Urzeit der Schieber. Eigentlich der Verschieber. Er befaßt sich nicht mit Kleinigkeiten — quiekenden Ferkeln im Rucksack, Eiern unterm Hut. Er umgeht das Gesetz en gros — in Wagonladungen voll Leder, Lebensmitteln, Tuchen. Diese Güterwagen müssen auf dem Rangierbahnhof scheinbar aus Versehen auf ein falsches Gleis verschoben werden und aus dem Gesichtskreis des „Ernährungsdiktators“ und der Kommunalverbände verschwinden. Metallischer Zungenschlag in dem nächtlichen Gedränge dunkler Gruppen um den Weichensteller da draußen. Auf irgendeiner Station wird dann der Wagen auf Grund falscher Papiere entladen.

So wird „Kaffke“ reich — der deutsche Schieber — so sein Kollege „Pollat“ in Osterreich. So auch der „Pescecanè“ — der Haifisch — in Italien. Je höher Kaffke und Pollat steigen, desto größer ihr Gefolge von Helfershelfern in Bauernhof und Kaffeehaus und Amtsstube. Ein Gewimmel von Blutekeln am hungernden Körper des deutschen Bürgers. Bitter, aber wehrlos seine spöttische Mut: „D schieb' solange du schieben kannst!“ Oder: „Verschiebe nie etwas auf morgen, was du heute verschoben kannst!“

Aber nicht von diesen Schusterles groß und klein, die ihm das Blut aussaugen, droht Deutschland die Hauptgefahr der englischen Blockade. Diese Aushungerung saugt, indem sie den Leib ausmergelt, an der Seele. Sie lenkt vom Krieg ab. Sie wendet den Blick von der „Nibelunge nôt“ da draußen auf die kleine, aber drängende Not daheim. Es ist nicht mehr nur die Frage: „Werden wir siegen?“ sondern auch: „Wo bekomme ich hintenherum Mehl?“ Die matte und tatenlose Reichsregierung hat es versäumt und versäumt es immer noch, dem Volk ein klares Kriegs- und Friedensziel zu nennen, an das sich die Einbildungskraft in Anwandlungen

oon Kleinmut klammern könnte. Die Verteidigung Deutschlands gegen seine Feinde? Ja! Aber für den militärischen Laien, für die Frauen, stehen ja alle unsere Heere siegreich tief in Feindesland! Es droht keine Gefahr mehr.

Hier hätte man dem Volk die Augen über die Gefahr öffnen müssen — nicht durch das Friedensangebot zu Ende dieses Jahres, sondern indem man dreist den Teufel, das Hungergespenst, an die Wand malte und eben dadurch alle guten Geister Deutschlands wachrief, statt sie ewig durch Strafandrohung und Entmündigung lahmzulegen. Dadurch, daß man Eltern, die für ihr Liebstes draußen bangten, wegen irgendeines unwesentlichen Verstoßes wie Kindern strafweise die Zuckertarte entzog, erzeugte man nur matte Müde. Und diese matte Müde wohnte auch sonst in weiten Schichten des Bürgertums, in dem sie sich im Denken, Reden und Handeln dem kategorischen Imperativ der moralischen Kriegspflicht entzog, zu dem sich jeder daheim hätte verbunden fühlen müssen. Das deutsche eigenbrötlerische Einzeldenken, das sich so schwer dem Staatsbegriff und der Staatsnotwendigkeit unterordnete und aus dem Deutschen den unpolitischsten aller Menschen machte, entfaltete sich manchmal in einer erschütternd müden Selbstsucht — unbelehrt und ungeführt von dem Hauptschuldigen, dem Staat.

Und es war doch noch soviel, so unendlich viel in Deutschland zu einem neuen „Sturm des Herrn“ zu entfachen, wenn nur der rechte Mann kam. Es war ja immer noch solch eine herrliche Stimmung in dem herrlichen deutschen Volk! Und manch einem wurde das Auge feucht, wenn er so oft das Bild des ausziehenden Landstürmers sah: der bärtige Vater führte an der Hand das Bübchen mit bis zum Bahnhof und neben ihm, außerhalb der Kriegerreihen, schritt seine Frau und trug ihm das mit einem Blumensträußchen geschmückte Gewehr. Und dann ging sie heim, die Kriegerfrau, und nahm tapfer allein den Kampf mit dem Leben auf.

Die Frau

Und daheim wartet das Lädchen. Der Mann war bisher die Seele vom Geschäft. Sie, die Frau, hat vielleicht geholfen, die Kunden bedienen. Aber jetzt kommen die Geschäftsreisenden mit ihren Mustertücherchen, der Steuerbote mit der Gewerbesteuer. Der Briefträger mit dem fälligen Wechsel.

Und da ist das leere Kontor, durch dessen Fenster man überm Hof die Fabrikshornsteine sieht. Da hat einer geseffen und diktiert und telephontiert und disponiert. Und auf dem Bürotisch häufen sich die Zuschriften der Behörden, der Rechtsanwälte, der Geschäftsfreunde.

Da ist — wo ist ein Ort in Deutschland, wo nicht der Mann fehlt? Nur in den kriegswichtigsten Betrieben sind sie noch da: die Munitionsarbeiter, die Bergleute, die Lokomotivführer. Sonst ist alles draußen. Nicht nur bis zum 45. Lebensjahr. In den höheren Schichten ist fast alles hinaus — bis zum biblischen Alter —, was sich noch irgendwie da nützlich machen kann. Man sieht an der Front greife Jünglinge mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse von 1870 und daneben das von 1914.

Daheim aber geht der Ruf durch Deutschland: Frauen an die Front! Seit Jahrzehnten gibt es eine Frauenbewegung. Sie ging vorwiegend auf geistige Werte. Jetzt drängt das praktische Leben. Die Frau wird gar nicht gefragt, ob sie sich bewegen will. Sie muß es. Sie will es. Sie kann es. Sie bringt viel mehr Tatkraft, Einsicht und Ausdauer mit, als die Lobredner der vier R der Frau — Kirche, Kinder, Küche, Keller — ahnten.

Die Frau hat einfach selbständig zu sein, und sie wird es.

Der Staat rüstet seine Mädchen in Uniform oder Frauen in Uniform mit der Dienstkleidung der Beamten aus: auf der Straßenbahn, auf den Berliner Stadtbahnhöfen. Für die Kräfte der Gepäckträgerinnen wird das Höchstgewicht der Koffer auf einen Zentner beschränkt.

Weit auf — noch viel weiter als bisher — öffnet der Staat die Tore der Munitionsfabriken.

Da strömt hinein, was verdienen will — Kriegerfrauen, die sich einen Zuschuß zur Staatsunterstützung erwerben — entlassene Hausangestellte — auch aus dem höheren Bürgerstand, nachdem der Hausherr weg ist — Schreibmaschinenfräulein aus den als kriegsunwichtig geschlossenen Betrieben — Verkäuferinnen aus den Läden, deren Schaufenster aus Mangel an Waren allmählich leer werden.

Der Staat, die Gemeinden errichten Suppentüchen. Mit der Schöpfstelle stehen die wohltätigen Frauen der Oberschicht. Die Töchter als Pflegerinnen im Lazarett daheim oder als Hilfschwwestern draußen in Ost und West, auf dem Balkan und in Flandern. Beim Einzug der heimkehrenden Truppen durch das Brandenburger Tor in Berlin fuhrten noch Schwesterlein auf den Progen der Geschütze zwischen den Feldgrauen mit.

Die härteste Last auf den Schultern der Landfrauen.

Sie haben immer auf dem Felde mitgeholfen. Aber die ganz schwere Arbeit taten Bauer und Knecht. Die sind jetzt an der griechischen Grenze oder am Rigaischen Meerbusen. Die Pferde leuchten vor Munitionskolonnenwagen in der Champagne. Greise, Mädchen, Kinder müssen die Sense schwingen, hinter Ochsen oder Rühen den Pflug führen, mit dem Stier an der Stallkette fertig werden — immer unter Strafen, Drohungen, Enteignungen, Buttermaschinenverfälschung, Zuckerentziehung der Kommunalverbände. Niemals ein Wort der Anerkennung, des Dankes. Alles Interesse der Kriegswirtschaft gehört der Rüstungsindustrie und ihren Gewerkschaften, deren Führer, darunter auch be-

sonnene Männer, wie der Bergmann Otto Hué oder der Drechsler Karl Legien, allein es verhindern oder verkürzen können, daß die Munitionsarbeiter streiken und, wie in Spandau, wochentags in der Havel fischen, während draußen die Kanonen donnern.

„Flieg, Käfer, flieg! — der Vater ist im Krieg!“ Jetzt noch singen die Kinder auf der Straße die uralten Reime aus dem Dreißigjährigen Krieg. Da draußen haben alle Nationen ihren „unbekannten Soldaten“. Daheim hat Deutschland die „unbekannte Frau“ — die namenlose Heldin des Weltkriegs.

Die Frau, die sich über Nacht wirtschaftlich und geistig auf sich selbst gestellt sieht. Sie trägt plötzlich zur Sorge für die Familie auch noch die Berufspflicht dessen, der sie bisher im Leben betreute und führte . . . der, wenn er abends heimkam, vielleicht gar nicht gern von seinen Geschäften sprach. Es ist erstaunlich, wie schnell manche Frauen aller Stände ihre Begabung für die Wirklichkeit draußen entdeckten und sich in Fachfragen, Behördenverkehr, Umgang mit Menschen hineinarbeiteten. Manche helle Köpfe zwinkerten sich vielleicht sogar vielsagend zu: „Es ist gar nicht so furchtbar schwer, wie sich die Männer immer angestellt haben!“ Und es ist doch sehr schwer in schwerer Zeit. Und deren Probe haben die deutschen Frauen im Krieg bestanden.

„Und wehret den Knaben!“

Da sah sich schon im Frieden die Mutter am Ende ihrer Macht, wenn die Sprößlinge die Flegeljahre erreichten. Da tat der Vater oder der Erzieher not. Die fehlten nun. Und mählich rückte, um die Mitte des Krieges, ein teilweise zuchtloser Jahrgang nach. Noch sind diese jetzt 15- oder 16jährigen nicht wehrpflichtig. Aber sie bilden eine kommende Gefahr. Sie arbeiten als Lehrlinge in den Munitionsfabriken oder über Tag im Bergbau und werden von dem Marzismus verseucht. Sie gehen auf den Bürgersteigen der Städte niemandem aus dem Weg und sind ganz verblüfft, wenn sie einmal von einem Heimaturlauber eins hinter die Löffel kriegen. Mit ihnen kommt im letzten Kriegsjahr jener den Lebensnerv des Krieges gefährdende Nachschub angehender junger Novemberlinge an die Front, die den pflichtstillen Heerbann der Veteranen draußen mit dem Geheul „Streitbrecher!“ begrüßen.

Die Nerven der Frau im Krieg, die draußen ihr Liebstes wußte! 4 lange Jahre Tag und Nacht um den Mann, den Sohn, den Bruder, den Vater bangen! Jeden Augenblick, Hunderte von Tagen, mehr als tausend Tage, auf den furchtbaren Feldpostbrief gefaßt sein, der die Todesnachricht bringt! Und dabei die Kinder erziehen, die laufenden Geschäfte besorgen, Schlange stehen — womöglich andere trösten — wahrlich: diese Millionen von Kämpferinnen der Heimat tragen keine Schuld, daß das Kriegsglück sich von Deutschland wandte. Das liegt an denen, die in Deutschland im trüben Sinn des Worts „alte Weiber“ waren, aber nicht an den Frauen und nicht an der Front. Und vor allem nicht an der deutschen Frau als Gattin und Mutter, die ihren Mann und ihre

Söhne an der Front wußte . . . und verlor . . . und die ihr Schicksal oft mit einer wahrhaft spartanischen Größe, mit einem gläubigen Ausblick zum Vaterland, trug. Der deutschen Gattin und Mutter, der unbekanntenen Heldin des Krieges, sei in Ehrfurcht gedacht.

Die Flieger

2. Februar
1918

In Brest-Litowsk notiert gegen Ende des Krieges der österreichische Außenminister Graf Czernin in sein Tagebuch:

„Kürzlich waren die beiden Brüder Richthofen hier. Der Ältere hat etliche sechzig, der Jüngere nur etliche dreißig feindliche Flieger im Luftkampf abgeschossen. Der Ältere hat ein Gesicht wie ein junges hübsches Mädchen. Er erzählt mir, wie man das macht! — Es sei sehr einfach, man müsse nur ganz nahe an den feindlichen Flieger heran, von rückwärts, und dann fest schießen — dann fiele der andere herunter. Nur müsse der Mensch den ‚eigenen Schweinehund‘ besiegen und sich nicht scheuen, ganz nahe an den Gegner heranzufliegen. Moderne Helden!“

Bei Beginn des Krieges war es mit der deutschen Fliegerei noch nicht so weit, und **M a n f r e d F r e i h e r r v o n R i c h t h o f e n** noch Leutnant bei den Westpreußischen Ulanen. Das Flugzeug war in den letzten Friedensjahren von der Heeresleitung ein wenig stiefmütterlich behandelt worden, gegenüber dem Zeppelin, auf den man alle Hoffnungen setzte. Sie erfüllten sich leider auf die Dauer nicht. „Das Luftschiff“, schreibt Lubendorff, „schied aus den Kampfmitteln des Heeres aus, es bot zu große Ziele.“

In den Manövern der letzten Vorkriegsjahre noch konnte man hören: „Wenn die Flugzeuge zu hoch fliegen, sehen sie nichts, und wenn sie zu niedrig fliegen, schießen wir sie ab!“

Tatsächlich sind dann im Lauf des Krieges die Flugzeuge, die anfangs kaum 1000 bis 1500 Meter Höhe erreichen konnten, bis zu 7000 Meter aufgestiegen, wo man sie nicht mehr hörte und sah, während sie mit Fernrohren auf der Landstraße ein einspänniges von einem zweispännigen Fuhrwerk unterscheiden konnten, und ebenso sind um diese Zeit die Infanteriefieger, aus ihrem Maschinengewehr Verderben sprühend, 30 Meter über den Köpfen der feindlichen Infanterie dahingebraust, ohne getroffen zu werden.

Natürlich schenkte doch das Heer der neuen Waffe Beachtung. Die Friedensarmee von 1914 zählte bereits 4 Fliegerbataillone. Ihre Albatros-Zweidecker und die Rumlertauben hatten eine Höchstgeschwindigkeit von 90 Kilometer in der Stunde, während im letzten Kriegsjahr die D 7-Fokker es auf 250 Kilometer brachten, und waren mit ihren 50- bis 70pferdigen Motoren den 100pferdigen der Franzosen unterlegen. Ebenso an Zahl.

geb. 1892, gefallen im Luftkampf 21. April 1918

Ein Maschinengewehr hatte anfangs keiner der beiden Teile. Es waren reine Beobachter. Sie flogen im Krieg über den Linien aneinander vorbei und winkten sich zu. Erst im nächsten Jahr bekam der mittliegende Beobachter ein bewegliches Maschinengewehr zur Bedienung. Wieder ein Jahr später baute der holländische Ingenieur A. H. G. F o k k e r für Deutschland das erste starre M.G. ein. Seitdem ist das, inzwischen mit 2 Motoren ausgerüstete, Flugzeug ein Kampfmittel.

1915

geb. 1890

1916

„In Sonnenglut gebadet“, beschreibt der Pour-le-mérite-Kampfflieger Reichsmarschall Hermann Göring, der zweite Nachfolger Richthofens als Führer von dessen berühmter Kampfstaffel, solch einen Holmgang auf Tod und Leben in den Lüften, „lag Lille vor uns. Klare Sicht, soweit wir blicken konnten. Es war ein herrliches Gefühl, durch den strahlenden Morgen dahinzuliegen. Hinter mir folgten im Geschwaderverband zehn Flugzeuge meiner jungen Staffel. Noch stand ich erst wenige Tage an ihrer Spitze.

Wir waren etwa viertausend Meter hoch, als wir unter uns unser Jagdgebiet erreichten. Unten auf dem Schlachtfeld wilder Kampf, schwerstes Minen- und Trommelfeuer lag auf den zerwühlten Stellen. Über uns erschien ein Nieuport-Geschwader von zwölf Einheiten. Sie waren schwer zu sehen, die kleinen silbergrauen Jagdmaschinen, geschickt setzten sie sich in die Sonne und stießen von dort auf uns herab. Der Kampf begann. Ich paßte auf wie ein Luchs, wo irgendeiner der Meinen in Gefahr war, und preschte hin, um ihm Luft zu machen. Da sehe ich plötzlich einen Gegner über mir. Vorsichtig pirscht er sich aus der Sonne heran, um mich von hinten oben abzuschließen. Ich lasse ihn herankommen. Er hat die taktisch bessere Lage, ich die stärkere Maschine und den günstigeren Wind. Er stößt wie ein Habicht auf mich herunter. Darauf hatte ich gewartet, ein wenig drücke ich meine Maschine abwärts, reiße sie dann blitzschnell herum und ziehe gegen ihn hoch, gleichzeitig das Feuer aus beiden Maschinengewehren eröffnend. Meine Garbe liegt gut. Denn sofort läßt er sich abtrubeln, um aus ihr herauszukommen. Er trudelt an mir vorbei, und nun sehe ich mich ihm in den Nacken und drücke ihn durch mein Feuer abwärts. Eine wilde Kurvelei beginnt. Rechts herum, links herum, Loopings, Turns, Hochreißen der Maschine und gleichzeitig Wiederabrutschenlassen. Alle Finten und Kniffe werden angewandt. Jeder versucht dem andern in den Rücken zu kommen, ihn zu übersteigen oder die innere Kurve abzugewinnen, um eine zielsichere Feuergarbe anzubringen. Oft sausen wir so dicht aneinander vorbei, daß man glaubt, wir stoßen zusammen.

Der Engländer fliegt glänzend, gewandt und schneidig, ich sah ihn deutlich in seiner Maschine sitzen. Der Kampf ist rasend, aufregend und anstrengend, keiner will ablassen, jeder hofft bestimmt auf den Sieg. Ich rutsche in einer Kurve ab, und schon hat mein Gegner seinen Vorteil erspäht und hämmert wütend mit seinen Gewehren auf mich los. Mehrere Treffer schlagen dicht hinter mir in mein Flugzeug. Wieder bäume ich meine Maschine kerzengerade auf und feuerte auf den Eng-

länder, auch er hat einige Treffer bekommen. Im Sturzflug stürzt er an mir vorbei und sucht fortwährend zu entkommen. Ich stelle meinen Vogel ebenfalls auf den Kopf und jage hinter ihm her. Erneut beginnt er wild zu kurven, um aus meinem Feuer zu kommen. Noch einmal nimmt er den wütenden Kampf auf und versucht mich anzugreifen. Ich habe nur noch wenige Patronen, die müssen sorgfältig angebracht werden. Mit letzter Entschlossenheit werfe ich mich auf ihn, und aus nächster Nähe jage ich ihm neun Schüsse in die Maschine. Er stürzt, sich überschlagend, ab. Dicht über dem Boden fängt er nochmals seinen Apparat und versucht zu landen. Doch die Landung mißglückt, seine Maschine zertrümmert. Er selbst wird herausgeschleudert, doch bleibt er unverletzt. Der Sieg ist endlich mein. Der Engländer gefangen, ein erfahrener Jagdflieger, der schon fünf deutsche Flugzeuge abgeschossen hatte. Dankbaren Herzens sage ich mir, daß es besser sei, Mister Slee stehe auf meiner Siegesliste als der achte, statt ich auf der seinigen als Nummer sechs!"

Damals, in der zweiten Hälfte des Krieges, war der deutsche Kriegsflug schon völlig im großen entwickelt und geordnet und in unseren Vorkämpfern den Franzosen und Briten, einem Kungesser, einem Captain Bell, mehr als ebenbürtig.

Er zählte unter seinen Sonderformationen die Kampfgeschwader der Obersten Heeresleitung (Ragols) als Fliegerversperre gegen feindliche Aufklärung und für eigenen Einblick in die Welt drüben. Die Bombengeschwader, die auch nachts weit drinnen in Frankreich, auch in England, mit Donnergepolter ihre Last aus den Lüften abluden — bei den R-Flugzeugen (Riesenflugzeugen) aus Gotha und Friedrichshafen Sprengkörper im Gesamtgewicht von 3000 bis 4000 Kilogramm.

Gegen Ende des Krieges die Schlachtstaffeln der Infanterieflieger, die in Schwärmen unmittelbar über dem feindlichen Fußvolk die Luft verfinsterten, und endlich, so wie sich im Rittertum die Romantik des Mittelalters verkörperte, so der wildeste Schneid des Krieges in den Jasta, den Jagdstaffeln.

Die großen Namen ungeheuerlicher Luftturniere leuchten auf: ein Max Immelman, der Balkanflieger Hans Joachim Buddecke, ein Oswald Boelcke, der Freund und Lehrmeister Richthofens.

„Gold eine „wilde, verwegene Jagd“ einer Jagdpatrouille schildert als Staffelführer im Richthofengeschwader der berühmte Flieger Ernst Udet, der, wenig über 20jährig, im Krieg 62 feindliche Flugzeuge abschöß.

„Hell singen fünf Rotationsmotoren der Fokkerdreidecker, die vom Flugplatz in Keilformation steil in die Lüfte steigen. Tief geht der Flug, in weniger als 200 Meter Höhe brausen wir an der alten Römerstraße entlang. Richtung Amiens. Das Bild eines ungeordneten kopflosen Rückzugs [der Franzosen und Engländer] bietet sich uns dar. Autokolonnen, Trains, Artillerie, marschierende Infanterie, alles hegt west-

geb. 1890, gefallen im Luftkampf 1916.
gefallen im Luftkampf 1918
geb. 1891, gefallen im Luftkampf 1916

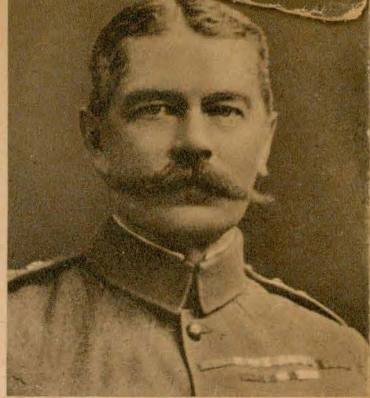
geb. 1896



Cadorna



Falkenhayn



Hindenburg



Kronprinz Wilhelm



Kronprinz Rupprecht von Bayern



Herzog Albrecht von Württemberg

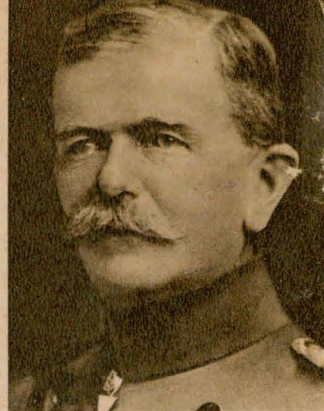




v. Hausen



Otto v. Below



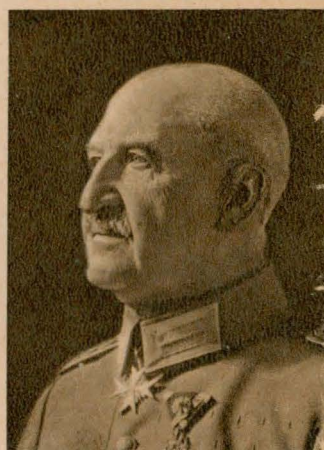
v. Scholz



v. Heeringen



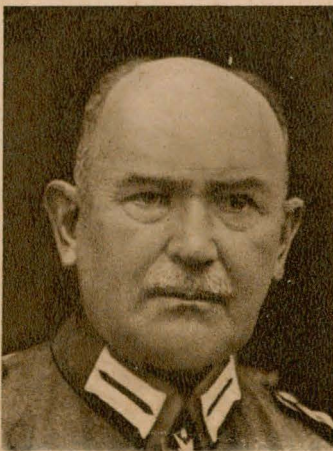
v. Einem



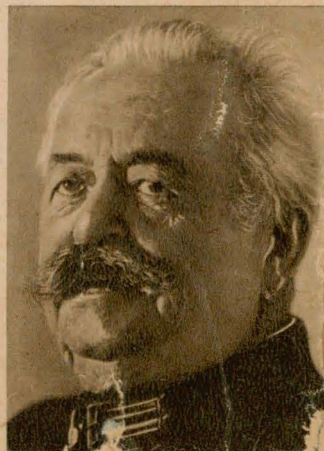
v. Linfingen



v. Stein



v. Bessler



wärts und sucht rücksichtslos den Schwächeren abzudrängen. Schon jagt im Sturzflug der rotshauzige Dreidecker auf die Straße herunter. Fünfmal zwei Maschinengewehre hämmern in die zurückflutenden Massen des Feindes aus niedrigster Höhe. Furchtbar ist die Verwirrung. Wagen brechen aus. Infanteristen werfen sich in die Straßengräben oder flüchten kopflos in den nahegelegenen Wald, bis die Straße ein einziges Chaos bildet.“

In der letzten Zeit des Krieges sind die auf Fliegerschulen ausgebildeten deutschen Flieger — Offiziere und Unteroffiziere, unter den Kampffliegern fast ausschließlich Offiziere — den Gegnern unbedingt überlegen. Ihrer Tausende kämpfen in den ungefähr 300 Feldfliegerabteilungen zu je einem Duzend Flugzeugen. Monatlich werden 2500 Flugzeuge neu an die Front gebracht.

Bei Abschluß des Waffenstillstandes bewilligt Matthias Erzberger bereits die Auslieferung von 1700 deutschen Flugzeugen. „Erst mach dein Sach' — dann trink und lach!“ schreibt er wohlgelaunt in Weimar abends in das Gästebuch einer Weintneipe. Und in Weimar gestattet die seiner würdige Mehrheit der Nationalversammlung der Entente, weitere 14 000 Flugzeuge und 28 000 Motoren mit Hilfe marxistischer und pazifistischer Spitzel in Deutschland aufzustöbern und zu zerstören.

14 000 Flugzeuge damals . . .

Artikel 198 des Versailler „Friedens“: „Deutschland darf Luftstreitkräfte weder zu Lande noch zu Wasser unterhalten. Kein Luftschiff darf beibehalten werden.“

Artikel 202: „Auszuliefern die Luftschiffhallen und Behausungen aller Art für Luftfahrzeuge. Die Bewaffnung. Die Apparate für Synchronismus. Zielapparate. Die Munition. Die Bordinstrumente. Die Apparate für drahtlose Telegraphie. Die photographischen und kinematographischen Apparate für Luftfahrzeuge.“

Deutschland wehrlos in der Luft! Aber der Feindbund durfte sich nicht lange dieses Erfolges freuen. Er konnte die Wiedergeburt der herrlichen deutschen Luftwaffe unter einem Hermann Göring nicht verhindern.

37

Verdun

Um die Jahreswende war für wenige Monate Sicht Deutschland so völlig Herr seiner Entschlüsse wie von da ab niemals wieder im Weltkrieg. Es konnte wählen, welchen von seinen Gegnern es sich als nächsten mit aller Kraft vornehmen und welchen es in zwischen stehen lassen wollte. Es vermochte nach 3 Seiten dem Feind das Geseß des Handelns aufzuzwingen.

geb. 1875,
getötet 1921

1915/1916

Es konnte erstens nach Osten gehen und versuchen, Rußland den Rest zu geben, ehe der jetzt am Boden röchelnde Riese aus der Berührung mit der russischen Mutter Erde neue Kraft gewann, sich zu neuem Millionenverschleiß seiner Muschits aufzuraffen. Das war, mächtig wie immer im Ausmaß, der Gedanke Hindenburgs und Ludendorffs.

Es konnte weiter, im Bunde mit Habsburgs Heerbann, nach Süden gehen und die Italiener schlagen. Dafür setzte sich Conrad von Hözendorf ein.

Es konnte endlich nach Westen gehen und noch einmal, wie an der Marne, die Entscheidung des Weltkrieges in Frankreich suchen. So sah mit Falkenhayns Augen die Oberste Heeresleitung die Kriegslage.

Vor dem Osten warnten die Schwarzseher: Denkt an Napoleon! Denkt an Karl XII. von Schweden! Man kommt leicht nach Rußland hinein, aber schwer wieder heraus! Der Russe weicht zurück — wer ihn verfolgt, verläuft sich in dem Riesenreich. Die jetzt schon kaum mehr absehbaren Etappenstränge wachsen ins Unermeßliche und können nicht mehr genügend gesichert und verwaltet werden.

Der Süden? Italien war ein Nebenkriegsschauplatz. Nie konnten auf der Fläche der Lombardei die Würfel des Weltenschicksals rollen — nur die Österreich-Ungarns! Ein Stratege von der Bedeutung Conrad von Hözendorfs konnte das nicht übersehen. Trotzdem war ein Vorstoß bis zum Apennin sein Lieblingsgedanke, wie überhaupt die ganze k. u. k. Armee von dem geschichtlichen italienischen Kriegsschauplatz wie hypnotisiert war. Es war eben dem Feldmarschall Conrad von Hözendorf, einem treuen Diener seines Herrn, das Habsburgerhemd näher als der mitteleuropäische Rod.

Im Westen war jetzt eine kurze Zeitspanne von unwiederbringlichem Wert zu nutzen: Frankreich war am Ende seiner Kräfte und England noch nicht auf der Höhe der seinen.

Denn in dem freien britischen Inselreich, in dem Paradies des „unabhängigen Gentleman“ ist das Unerhörte, vor Halbjahresfrist noch für unmöglich Gehaltene geschehen: das Unterhaus beschließt gleich zu Beginn des Jahres die allgemeine Wehrpflicht für Unverheiratete und dehnt sie bald auch auf die Ehemänner aus.

An Stelle des alten Söldnerheeres vom ersten Kriegsjahr, an Stelle der Ritzhenerischen Freiwilligenarmee im Vorjahr tritt jetzt, als drittes Aufgebot, so wie bei den Festlandmächten, das Volk in Waffen. Es wird seine Zeit dauern, bis es die Schützengräben füllt. Aber es ist mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß schon im Lauf des Sommers doppelt soviel Kriegermänner als jetzt in Frankreich streiten werden.

Dazwischen liegen noch Monate. Zeit genug zu einem weltgeschichtlichen Angriff! Wo?

26. Januar
1916
17. Mai 1916

1914

1915

1916

1916

Zwischen Maas und Mosel, zwischen den beiden Riesensefestungen Verdun und Metz dehnt sich, 60 Kilometer breit, die Woëvreebene. Sie ist die Angel, um die herum bei Beginn des Weltkrieges der deutsche rechte Angriffsflügel mit einem Keulenschwung bis zur Marne nach Nordfrankreich hineinfegte. Die mit Panzerforts und in Feldfestungen verwandelten Dörfern gespickten Höhen östlich von Verdun und der die Stadt durchströmenden Maas und die langen, tief eingeschnittenen Talfurchen bauchen sich jetzt noch als ein riesenhaftes, halbrundes Bollwerk tief in die erstarrte deutsche Front. Sie bilden eine ständige Gefahr durch die Drohung eines Massentostes gegen Luxemburg, der die beiden deutschen Heereshälften zerreißen würde.

Preisgeben dürfen die Franzosen Verdun unter keinen Umständen! Mit seinem Fall ist nach Süden ihre Sperrfortlinie bis zur Schweiz hin umgangen.

Hier, wo es kein Ausweichen gibt, sollen die Franzosen gestellt und zum Kampf bis zum bitteren Ende gezwungen werden! Sie haben eine ungeheure Menge Söhne ihres Landes, sie haben die Kohlenfelder in dessen Nordosten verloren. Aber sie werden hier stehen und streiten — gehalten von immer noch heißem, glühendem Haß gegen den Deutschen.

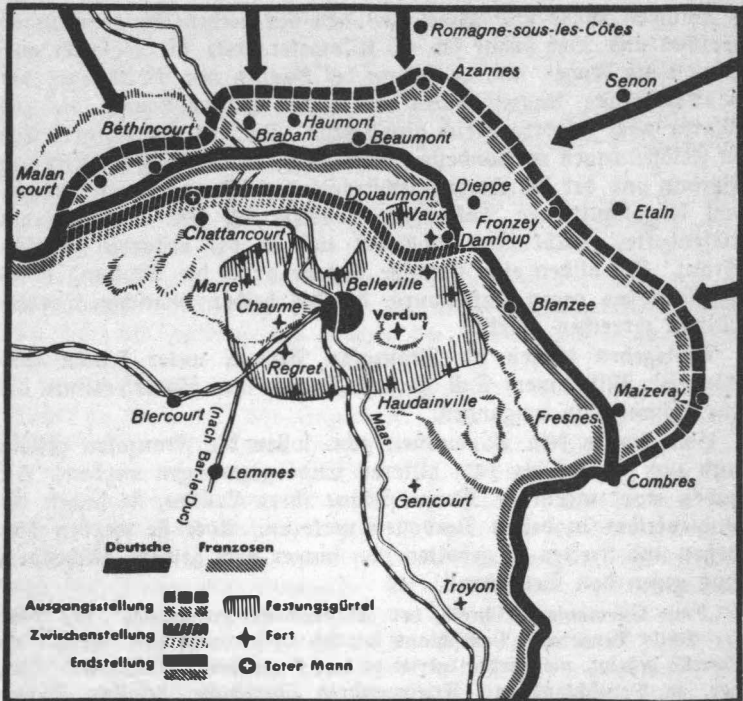
„Finis Germaniae!“ schreibt der „Unsterbliche Frankreichs“, der Dichter Emile Bergerat; „Deutschland hat sich in seiner wahren Gestalt als Gorilla gezeigt, nie wieder betritt es den Kreis der Zivilisation!“ Oder der, in Deutschland mit Friedensehren überhäufte, belgische Dichter Maurice Maeterlinck: „Wagen wir es doch zu sagen, was wir alle denken: Für Brüssel Berlin, für Brügge Nürnberg ohne viel Federlesens dem Erdboden gleichgemacht!“

„Noch ist Verdun die mächtigste Stütze für jeden feindlichen Versuch, mit verhältnismäßig geringem Kraftaufwand die ganze deutsche Front in Frankreich und Belgien unhaltbar zu machen“, mit diesen Worten trägt Falkenhayn dem Obersten Kriegsherrn seinen Plan vor, und so war der Angriff auf Verdun beschlossen.

„Verdun — der Name wurde bei uns im Osten von Anfang Februar des Jahres ab häufiger genannt“, schreibt Hindenburg. „Man wagte nur halbblut und im Geheimnis davon zu sprechen. Man legte auf das Wort einen Ton, aus dem Zweifel und Bedenken hervorgingen. Und doch, der Gedanke, Verdun zu nehmen, war gut. Verdun in unserer Hand, das mußte die ganze Lage an unserer Westfront wesentlich festigen. Dadurch würde die Einbuchtung an unserer verwundbarsten Druckstelle da drüben endgültig beseitigt.“

Und ebenso Ludendorff: „Verdun war als Angriffspunkt strategisch richtig gewählt. Die Festung war für uns stets ein außerordentlich empfindliches Ausfallstor und bedrohte unsere rückwärtigen Verbindungen. Gelang es auch nur, die Werke des rechten Maasufers zu gewinnen, so wäre das ein voller Erfolg für uns gewesen.“

Weißachten
1915



Schon diese Worte zeigen, daß die höchsten Führer an keinen kriegsentscheidenden Riesenieg zwischen Mosel und Maas dachten. Und doch schwebte bei seinem Vorhaben, nur in anderer Form, dem Generalstabschef v. Falkenhayn dies berauschende Zukunftsbild vor.

„Es gibt Ziele“, heißt es in seiner Denkschrift über den Angriff auf Verdun, „für deren Behauptung die französische Führung gezwungen ist, den letzten Mann einzusetzen. Tut sie es, so werden sich Frankreichs Kräfte verbluten, da es ein Ausweichen nicht gibt, gleichgültig, ob wir das Ziel selbst erreichen oder nicht!“

Daß Deutschlands Kräfte selber sich verbluten könnten, gegen diesen Gedanken wehrt sich der Generalstabschef kurz vor Beginn der Kämpfe mit der Antwort an die 3. Armee: „Unser Problem ist eben, mit verhältnismäßig wenigem, bescheidenem Aufwand dem Gegner schweren Schaden an entscheidender Stelle zuzufügen!“

Man sieht, wie sich im Kopf v. Falkenhayns, eines gewiß tüchtigen und energischen Generals, der Einsatz des Heeres als eine Abnutzungsschlacht malte, nicht als eine Vernichtungsschlacht, wie sie dem ehernen Siegeswillen der großen Feldherren des Ostens, einem Hindenburg, Ludendorff, Mackensen, stets als Endziel vorschwebte. Abnutzung aber — das war ja gerade das furchtbare Kampfmittel der Entente. Sie hatte Zeit. Wir nicht. Sie hatte Brot. Uns begann es zu mangeln.

Sie hatte Soldatenerfah aus den unerschöpflichen Menschenbecken Afrikas und Indiens. Wir mußten mit kostbarem deutschem Blut rechnen. Sie bekam von Amerika Munition, soviel sie nur bestellte. Wir benötigten die letzten Kräfte der Heimat für den Maschinen- und Materialkrieg. Sie hatte Aussicht auf neue Kriegsverbündete: die Vereinigten Staaten, Rumänien. Wir, nach dem Beitritt Bulgariens, nicht mehr. Im Gegenteil — jetzt eben mußte Deutschland an Portugal wegen dessen feindseliger Haltung in Ostafrika den Krieg erklären.

9. März 1916

So betrachtet, erscheint nicht der Angriff, aber die zu lange Fortsetzung des Angriffs auf Verdun als ein verhängnisvoller Denk- und Rechenfehler, den nach Möglichkeit noch gutzumachen in der zweiten Hälfte des Jahres Hindenburgs allererste Sorge war. Aber dadurch, daß in der ersten Jahreshälfte die deutsche Führung des Weltkriegs sich von den großen, sieg-geübten Strategen des Ostens zu der Halbheit des Generalstabschefs im Westen verlagerte, blieb im Osten viel Großes ungetan und wurde im Westen nichts Großes erreicht.

Die Oberste Heeresleitung dachte sich die geplante Dauer Schlacht als eine Art unaufhörliche Zermürbung und Zermalmung des Feindes. So hieß auch bald bei den Franzosen die blutüberschwemmte Kampfstätte von Verdun „die Mühle“. Aber die Deutschen waren die Angreifer, also erst recht zu den furchtbarsten Menschenopfern gezwungen. Und bei den Deutschen hieß dieser Halbkreis von Hügeln, Talsfurchen und feuerspeienden Panzerforts „die Hölle“.

„Das Schlachtfeld war eine wahre Hölle und in diesem Sinne bei der Truppe geradezu berüchtigt“, urteilt kein Geringerer als Hindenburg selbst!

In der Völkerschlacht bei Leipzig stritten nicht ganz eine halbe Million Krieger. Beinahe doppelt soviel wie dort überhaupt Kämpfer, blieben allein an Toten und Verwundeten — 800 000 Mann — in der über ¼jährigen Maasschlacht von Verdun — der blutigsten Schlacht aller Völker und Zeiten.

21. Februar
bis Dezember
1916

Die Bozorebene zwischen Metz und Verdun war durch die Regengüsse des Frühjahrs aufgeweicht. In ihrem Sumpfboden wären Mann und Roß und Rad stecken geblieben, ohne den Fuß der steilen, festungsgekrönten Hügelhänge drüben zu erreichen.

Aus der Kernfeste Verdun heraus stutet die Maas nach Norden. Auf ihrem Deutschland zugewandten Ostufer springt, dem Lauf der Höhentuppen folgend, die französische Fortlinie in einem Spitzwinkel vor. Diese von den furchtbaren Panzerforts Douaumont und Baug und dem als Fort ausgebauten Dorf Douaumont beherrschte Ausbuchtung kann von 2 Seiten umklammert werden. Hier wird der Angriff beschlossen, streng geheim gehalten, und, wie die Oberste Heeresleitung schreibt, „durch eine unbedachte Äußerung in gesellschaftlichen Kreisen Berlins“ doch noch vor der Zeit dem Feind bekannt

Ende Januar
oder Anfang
Februar 1916

1915

Um Weihnachten herum erhält die Heeresgruppe des Deutschen Kronprinzen den Befehl, sich zum Angriff auf dem östlichen Maasufer zu rüsten. Die Truppen sind für die Wucht des Stoßes so tief gestaffelt, daß auf den laufenden Meter Front 6 Mann entfallen, bei den Gegnern an anderen Stellen sogar 7 bis 8.

Scheußliches Wetter — Schneetreiben, Regenströme, Nebelschwaden — verzögern auf Tage und Wochen den großen Schlag. Dann ist der Augenblick zum Emporsteiigen aus den Schuhhoch mit Wasser gefüllten Schützengräben gekommen.

21.—22.
Februar 1916

21. Februar
1916

„Die Rebel verschwanden“, schreibt als Mittkämpfer Leutnant Alex Viktor von Frankenberg; „leuchtend, in frostklarer Winterschönheit, ging der Sonne Blutball am fernen Horizont auf. Acht Uhr vormittags eröffneten die satten Schlünde der deutschen Batterien ihr mörderisches Feuer, das sich nachmittags mit dem Krachen und Bersten der schweren Minen zum Trommelfeuer steigerte. In Wolken von dampfendem Rauch lagen die feindlichen Stellungen eingehüllt. Aber übereinstimmend lauteten alle Meldungen: die feindlichen Gräben sind noch stark besetzt. So hämmerten am Vormittag noch einmal schwere Artillerie und Minenwerfer, gegen Mittag zu nie gehörter ortanartiger Wucht anschwellend.

22. Februar
1916

Zwölf Uhr mittags: ‚Sturm!‘ Die peitschende Sekunde des ersten Aber-Deckung-Stehens in der Masse einer vorpreschenden Armee bleibt unvergeßlich. Das eigene Feuer wälzte sich feindwärts, Leuchtzeichen stieg an Leuchtzeichen auf, der Sturmloaf begann — Siegesloaf der unerhörten Wucht des Gesamtstoßes mit Flammenwerfern, mit den Maschinengewehr- und Handgranatentrupps, getragen durch das Bajonett und den Siegeschrei auf tausend Lippen.

23. Februar
1916

Fiebernd wurden Gassen in den Draht geschnitten. Mann um Mann arbeitete sich vor, von Trichter zu Trichter, die mit Schneewasser gefüllt und von eigenen und feindlichen Granaten aufgerissen waren. In fanatischer Verteidigung feuerte die schwarze Besatzung aus dem betonierten Waldbrand, bis nach brüllendem Hurra zur Wut gesteigerte Kolbenschläge das Maschinengewehrfeuer verstummen ließen. Wieder war, bei Anbruch einer eiskalten, langersehnten Nacht, ein Tagesziel erreicht: so heiß umstritten, so ruhmgekrönt wie kaum eines der letzten anderthalb Jahre.“

Ein mächtiger flacher Höhenrücken wölbt sich rauchumwölkt und blitzezuckend aus dem Gebrüll der Schlacht. Das ist der D o u a u m o n t.

Er beherrscht das Kampfgelände. Er trägt das in die Luft getürmte, tief in die Erde betonierte gleichnamige Panzerfort. Hart nordwestlich von ihm donnert das bis an die Zähne zu verzweifeltem Widerstand verschanzte ebenso genannte Dorf.

Die Franzosen in der von deutschem Granatenhagel zertrommelten Panzerfeste haben sich in die bombensicheren Rasematten zurückgezogen. Auf einmal hören sie nicht mehr nur das Krachen, Pfeifen, Heulen des blinden Materials, sondern Menschenstimmen. Deutsches Hurra! Es kommt feldgrau durch das Labyrinth unterirdischer Gänge heran. Die

Brandenburger vom Neuruppiner Regiment Friedrich Franz. von Mecklenburg haben unbemerkt das Fort erklommen und genommen.

25. Februar
1916

Das ist der große Erfolg des 4tägigen ersten Angriffs. Dann steht die blutige Schlacht. Rein. Sie breitet sich noch aus. Sie muß es.

Bisher sind die Deutschen nur gegen das furchtbare Festungsdreieck östlich der Maas angelaufen, dessen Spitze das genommene Fort Douaumont bildet. Aber auf dem linken Flußufer sprüht und raucht es erst recht aus den Wäldern und von den Ruppen über den Wasserpiegel weg in die vom Losen des Kampfes erfüllten, sich nach Westen öffnenden Schluchten drüben und den Deutschen in Rücken und Flanke.

6. März 1916

Also neuer Massensturm, Feuerkampf um jeden Fuß Boden westlich der Maas! Brennpunkt die Doppeltuppe, die in grauischer Ironie „*T o t e r M a n n*“ heißt. Den einen Gipfel halten in tagelangen Kämpfen die Deutschen, den andern die Franzosen. Endlich erkrichen, von Sperrfeuer überhäuft, die Feldgrauen auch diese Warte. Sofort flammt auf dem äußersten linken Flügel der französischen Fort- und Feuerlinien noch wütender und Wochen dauernd das wirre Trichter- und Handgranatenhandgemenge um die blutgetränkte „*H ö h e 304*“, bis sie, größtenteils wenigstens, in deutsche Hände fällt.

14.—20. März
1916
7. Mai 1916

Die „*Mühle*“ mahlt. Mahlt Menschen. Hier und dort. Frißt Bataillone, Regimenter, Divisionen. Die deutschen Kerntruppen erschöpfen sich, 2., 3mal hintereinander, mit Ruhepausen dazwischen, in dem Ringen um eine zerpflegte, unwirkliche Welt von Erdkratern, Schutthäufen, palmenartig zerfaserten Baumstämmen, zu Sümpfen zerflossenen Bachbetten.

Auf dem Ostflügel erklimmen die Deutschen die rauchenden Reste des Festungsdorfs Douaumont. Aber es bleibt ein Rechenfehler Falkenhayns: die Hoffnung auf Erschöpfung der Franzosen durch Blutarmut.

2. März 1916

Plötzlich stehen sie wieder auf dem Fort Douaumont. Drinnen, unter ihnen, sind die Frankfurter Grenadiere Prinz Carl und die anderen Deutschen. Es wird nicht mehr auf flachem Boden, sondern von oben nach unten und von unten nach oben 48 Stunden lang gekämpft! Was dann von den Franzosen noch lebt, springt und kriecht bergabwärts zurück.

22. und 23.
Mai 1916

Gegenstoß der Deutschen, 1 Monat hindurch. In tagelangem Mauerwurfkampf Mann gegen Mann endlich die schwarzweißrote Fahne auf der 2. Panzerfeste hinter dem Douaumont, dem Fort Bauz. Das 3. und letzte Panzerwerk des vorspringenden Festungswinkels, Fort Thi a u m o n t, hört 3 Wochen später das siegreiche deutsche Hurra! Mit ihm fällt das zu einer Felsenburg ausgebaute Dorf Fleury.

23. Juni 1916

Noch darüber hinaus drängen in unwiderstehlichem Ansturm die „*Leiber*“, das Münchner Leibregiment. General Ritter Franz v. Epp führt als Oberstleutnant das Regiment, aus dem er hervorgegangen, zum Sieg.

geb. 1868

„Leiber des Feldes“, schreibt er später seinen tapferen Bayern in die Regimentsgeschichte, „Richtungsweiser für ein kommendes Geschlecht — ihr körperlicher Träger im Abschnitt Weltkrieg wart ihr. Als Kämpfer im Stahlhelm werdet ihr ragend in der Geschichte stehen.“

Bis Fleury kommen die Deutschen. Weiter ist es ihnen nicht beschieden

Februar 1916

Sie waren bei Beginn des Gesamtangriffs etwa 2 deutsche Meilen vom Stadtkern der Festung Verdun entfernt. Sie haben bis dahin jetzt nur noch 1 schwache Gehstunde. Aber diese weltgeschichtliche Strecke Wegs bleibt unbetretbar.

So „stellte dies Ringen ohne sichtbaren Erfolg und für den Mann in der Front ohne fühlbare Entscheidung die härteste Probe auf die Leistungsfähigkeit der Truppe dar, die erdenklich ist!“ schreibt v. Falkenhayn selbst. Trotzdem opfert er nach wie vor unsere besten Regimenter der immer mehr aussichtslos werdenden Blutprobe, wer es länger aushält.

1. Juli 1916

11. Juli 1916

Aussichtslos vor allem, weil von nun ab die Feinde rittlings der Somme ihrerseits zum Großangriff vorbrechen und die letzten deutschen noch unangezehrten Kraftreserven auf sich ziehen. Noch ein deutscher Vorstoß aus dem Dorf Fleury hinaus! Dann hat die Zermahlungs- und Zermahlungsschlacht von Verdun ihren Höhepunkt überschritten. Die Entscheidung an der Westfront verlegt sich von dem blutigen Spiegel der Maas nach den ebenso rotgefärbten Wellen der Somme.

Daß die Franzosen dort trotz Verdun kampfbereit auf dem Blachfeld erscheinen, ist, nach Falkenhayn, „der über Erwarten ergebnissen Ausnutzung der Kolonialtruppen, was das Material betrifft, allein der Unterstützung durch Amerika zuzuschreiben“. Aber daß die Franzosen eine „schwarze Armee“ besaßen und daß die Yankee Granaten drehten, war doch im 3. Kriegsjahr wahrhaftig bekannt!

24. Oktober
1916

Trotzdem gehen die Kämpfe bei Verdun immer noch weiter. Der Herbst kommt. Ein schwarzer Tag, der zeigt, daß alle Opfer vergeblich waren: die Franzosen erobern zurück, was vom Fort Douaumont noch übrig ist.

16. Dezember
1916

Die furchtbare Schlacht, die so viele Menschenleben verschlungen — sie will selber nicht sterben. Erst als zu Ende des Jahres Deutsche und Franzosen ungefähr da stehen wie zu Beginn, geht sie zur Ruhe.

Slagerrat

7. Mai 1915

Die „Lusitania“ liegt auf dem Meeresgrund. Über ihr rauschen nicht nur die Wellen des Atlantik, sondern auch der Empörung Amerikas, bis sie langsam verebben.

Das Drohmittel der „Lusitania“ aber gibt Präsident Wilson nicht aus der Hand. Die politische Spannung bleibt. Die U-Boot-Kommandanten können mit den zaghafsten, laienhaft unklaren „Wasch mir den Pelz und mach ihn nicht naß“-Weisungen aus der Berliner Wilhelmstraße nichts anfangen.

Amerikanische Staatsbürger vermieten sich gegen schweres Geld als „Schutzengel“ an neutrale, meist Kriegsgut führende Handelsdampfer, in der Erwartung, daß kein U-Boot mehr einem Schiff mit einem Yankee an Bord etwas tun dürfe. Als ein deutsches U-Boot doch aus Irrtum den Passagierdampfer „Arabic“ mit einigen amerikanischen Staatsbürgern versenkt, beeilt sich der Reichskanzler v. Bethmann, nach Washington die Bestrafung des befehligen Offiziers zu melden.

19. August
1915

Neue Richtlinien an die unglückseligen U-Boot-Kommandanten: Keine Passagierdampfer ohne Warnung und Rettung der ganzen Besatzung versenken!

30. August
1915

Antwort der Flotte, daß dieser Befehl nur mit äußerster Gefährdung der U-Boote (durch die selbstverständliche U-Boot-Falle) durchzuführen sei und nicht vertreten werden könne.

1. September
1915

Endgültiger Befehl, bis auf weiteres jede Art U-Boot-Krieg an der Westküste Englands und im Kanal einzustellen und in der Nordsee nur (mit höchster eigener Lebensgefahr) „nach Preisordnung zu führen“!

18. September
1915

Das war praktisch zunächst das Ende des mit so großen Hoffnungen begonnenen U-Boot-Kriegs, der entweder überhaupt nicht hätte angefangen oder nicht ständig durch das Gegeneinanderarbeiten von Flottenleitung und Auswärtigem Amt hätte gelähmt werden dürfen. „Ordre, contre-ordre, désordre!“ schreibt der Großadmiral v. Tirpitz.

Durch Todesfall beim Jahreswechsel wie ein Sturmstoß frischer Geist in die Marine! Admiral Reinhold Scheer, der künftige Held der Stagerratschlacht, übernimmt die Führung der Hochseeflotte.

1915/1916

1863—1928

Schon bald darauf eine Osterüberraschung für England: die Städtchen Lowestoft, ein Minenstützpunkt, und Grand Yarmouth, ein Tauchboothafen an der englischen Ostküste, werden bei Tagesanbruch von deutschen Panzerkreuzern mit einem Granatenhagel überschüttet.

26. April 1916

Inzwischen in Deutschland selbst ein ununterbrochener Kampf um den U-Boot-Krieg! Der Generalstabschef v. Falkenhayn ist seit Neujahr durchaus dafür. Ohne gleichzeitigen Blockadekrieg zur See scheint ihm der Angriff auf Verdun die Blutopfer nicht wert. Der Reichskanzler ist durchaus dagegen. Es weht ein scharfer Wind aus Washington, das wiederum den „Lusitania“-Fall austram.

1916

Ende Januar
1916

Eine schon an den Krieg streifende Botschaft des Präsidenten Wilson an einen amerikanischen Senator folgt: die Ehre und Selbstachtung der Vereinigten Staaten stehe auf dem Spiel!

24. Februar
1916

24. März 1916 Ein Funken in das Pulverfaß dieses wirren Hin und Her. Im Kanal wird der französische Dampfer „Suffeg“ torpediert. 80 Reisende, darunter zahlreiche Amerikaner, ertrinken.

20. April 1916 Die „Suffeg“ war zwar, nach Meldung des besonders erfahrenen und umsichtigen deutschen U-Boot-Kommandanten, wie ein Kriegsschiff gestrichen. Ihr Deck wimmelte von britischen Truppen in Uniform. Das hindert den Präsidenten Wilson nicht an einer Note, die mit den Worten schließt: „Sofern die Kaiserliche Regierung nicht jetzt unverzüglich ein Aufgeben ihrer gegenwärtigen Methoden des U-Boot-Kriegs gegen Passagier- und Frachtschiffe erklären und bewirken sollte, kann die Regierung der Vereinigten Staaten keine andre Wahl mehr haben, als die diplomatischen Beziehungen zur deutschen Regierung abzubrechen.“

4. Mai 1916 Daraufhin kriecht der Reichszanler v. Bethmann zu Kreuze. Er meldet nach Washington eine neue Weisung an die deutschen Tauchboote, „Kaufahrteischiffe nicht ohne Warnung und Rettung der Menschenleben zu versenken, es sei denn, daß sie flüchten oder Widerstand leisten“!

Juli/August 1916 „Unter den augenblicklichen Bedingungen“, notiert der U-Boot-Führer Kapitänleutnant Steinbrind in sein Tagebuch, „ist überhaupt nichts zu machen und lohnt die nicht ungefährliche Unternehmung kaum die Anstrengungen der Besatzung.“

6. März 1916 Der U-Boot-Kommandant, der die „Suffeg“ versenkte, wird bestraft. Der U-Boot-Krieg selbst, in einem Kronrat, gegen Falkenhayns Stimme, auf unbestimmte Zeit vertagt.

8. März 1916
17. März 1916 Der Staatssekretär v. Tirpitz, der Schöpfer der deutschen Flotte, der vom Tauchkrieg nicht lassen will, empfängt die Aufforderung, seinen Abschied einzureichen, und erhält ihn nach wenigen Tagen. Theobald v. Bethmann-Hollweg hat auf der ganzen Linie gesiegt. Das sind seine Siege im Weltkrieg

1916 „Die Suffeg-Note“, urteilt Tirpitz, „war ein entscheidender Wendepunkt des Kriegs, der Beginn unserer Kapitulation. Alle Welt sah, daß wir vor Amerika niederbrachen. Seit dieser Entscheidung ging es mit uns rückwärts. Diejenigen in Deutschland, die ein feines Gefühl hatten für die ideale und im Grund doch höchst reale Macht des Prestige, wurden durch die Annahme der Niederbogensnote Wilsons tief erschüttert. England wurde durch die Entscheidungen vom März und Mai von der stärksten materiellen Lebensgefahr befreit, welche es je im Lauf seiner Geschichte bedroht hatte. Indem das deutsche Volk das Gnadengeschenk des U-Boot-Kriegs, das ihm als letzte Chance des Siegs in den Schoß gefallen war, verschmähte, entschied es seinen eigenen Austritt aus der Reihe der Weltvölker.“

31. Mai 1916 Eine Chance des Siegs, mit den Augen des alten Seemannes gesehen, nicht die Sicherheit des Sieges. Aber es gab noch eine andere Möglichkeit des Siegs als den unter Wasser. Den Sieg über Wasser. Aus der Kimmung der Nordsee hebt sich die größte Seeschlacht aller Zeiten, die Schlacht am Skagerrak.

Bei Sonnenaufgang verläßt die gewaltigste Macht auf dem Meer, die unser Vaterland je besessen, verläßt die deutsche Hochseeflotte mit zahlreichen Hilfsgechwadern, den Jadedusen und steuert, ein unabsehbarer schwimmender Wald von Rauchsäulen und Masten, nordwärts an Helgoland vorbei durch die Nordsee längs der jütischen Küste dem Seeraum westlich vor dem Sund des Skagerrak zu.

31. Mai 1916
4 bis 4½ Uhr
morgens

Daß Deutschland etwas vorhatte, wußten die Briten schon am Tag vorher — nicht nur wie immer durch ihre Spione, von denen nun einmal unsere Kriegshäfen nicht zu säubern waren, sondern auch dank der unerläßlichen Tätigkeit der deutschen Minensuchboote, die erst in dem gänzlich von Höllemaschinen unter See versuchten Gewässer nördlich Helgoland eine gefahrlose Gasse freifischen mußten.

30. Mai 1916

Durch diese Wasserstraße schwimmen im Gänsemarsch, schwarz rauchend, bei ruhiger See und klarem Himmel, die ungeheuren Festungen. Voraus als Aufklärungsgruppen die schweren Schlachtkreuzer des Vizeadmirals Franz Hipper. Er soll mit diesen schnellen Kolossen und leichteren Schiffen den eigentlichen Vorstoß führen und sich am nächsten Tag wieder auf die Hauptflotte als Rückhalt zurückziehen. An die Gewißheit einer Entscheidungsschlacht zwischen allem, was Deutschland und Großbritannien an Männern, Feuerhlünden und Stahlwänden aufbieten kann, wird noch nicht gedacht. Weiß man doch nicht, was der Engländer vorhat.

geb. 1963

Tatsächlich war dort für die nächsten Tage der Befehl zu einem großen „Demonstrativvorstoß“ über das Skagerrak in das Kattegat und in den Großen Belt hinein ergangen, mit dem man Eindruck auf die Dänen und Skandinavier machen wollte. „Außerdem“, schreibt als Mitkämpfer der russische Admiral Schoultz, „war das Unternehmen geeignet, die Aussichten für ein Zusammentreffen der Gegner zu erhöhen, denn die Grand Fleet [die britische Hochseeflotte] beabsichtigte längere Zeit im Skagerrak zu kreuzen, wohin auch die deutsche Hochseeflotte ziemlich oft vorzustößen pflegte, um ihre Kraft zur See zu demonstrieren.“

30. Mai 1916

So waren beide Teile unabhängig voneinander gleichzeitig auf das Skagerrak als Operationsgewässer verfallen und der welterschütternde Zusammenprall dort wohl halb Absicht und Wunsch, möglichst kleinere feindliche Abteilungen mit überlegener Macht anzufallen, halb Fügung des Geschicks.

Es war das einzige Mal im Weltkrieg, daß in Japan Extrablätter erschienen. So gewaltig war auf der ganzen Erde der Eindruck der ersten und einzigen großen Seeschlacht zwischen Deutschland und England.

Auf seinem Flaggschiff „Friedrich der Große“ befehligte der Führer der Schlacht, Admiral Scheer, die Kanipfgeschwader von zusammen 22 Dreadnoughts, Überdreadnoughts und 6 älteren Borddreadnoughts, ein Aufklärungs geschwader von 5 Schlachtkreuzern, weiter 12 leichteren Kreuzern, 99 Torpedobooten. Es waren 16 U-Boote und 10 Marineluftschiffe angeboten, ohne doch zum Kampf zu kommen.

Die Engländer führten 28 Schlachtschiffe, 9 Schlacht- und 7 weitere Panzerkreuzer, ferner 24 leichte Kreuzer ins Treffen. Sie feuerten aus 358 Schiffsgeschützen, die Deutschen nur aus 244. Großbritannien war also, auch nach dem Urteil seiner eigenen Seeleute, an Kampfmateriale um die Hälfte überlegen.

Eine Seeschlacht: mehr noch Maschinenkampf als der Weltkrieg zu Lande, und doch der Mensch der Maschine durch den Mut und die Entschlußkraft überlegen, mit der er sie handhabt.

Eine Seeschlacht: die Bewegung schwimmender Riesenbatterien, die sich womöglich gegenseitig nur eben noch fern am Horizont erkennen können, und sich auf 13, auf 15, auf 20 Kilometer Entfernung aus lodendem Mündungsfeuer hart über die Wasserfläche hin ihre Stahlmassen zuschleudern.

Um zu schießen, muß der graue Panzerriesel eine Breitseite für die Fühlhörner seiner Drehtürme frei haben. Die Schiffe können also nicht nebeneinander fahren — sonst würden sie sich gegenseitig statt des Feindes treffen — sondern hintereinander. So entsteht als Kampfformation der Gänsemarsch, die Kiellinie, in deren Mitte ungefähr das Flaggschiff des Oberbefehlshabers dampft. Denn wollte er an der Spitze fahren, so wäre er plötzlich bei einer durch den Gegner notwendig gewordenen Rehrwendung des Geschwaders der letzte.

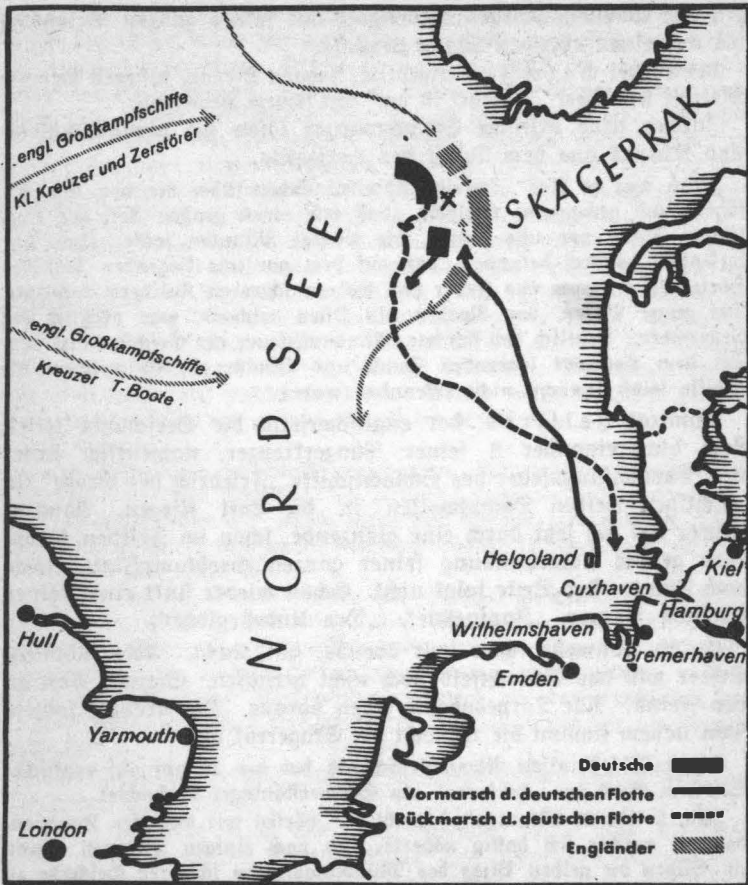
Um wenden zu können, ohne mit dem Vordermann oder Hintermann zusammenzustoßen, fahren die Kolosse mit dem nötigen Abstand von etwa 700 Metern. So dehnt sich die Kiellinie der vereinten Schlachtgeschwader unabsehbar, 15 und 20 Kilometer weit, in das Grau von Meer und Luft.

Ebenso macht es, wenn er sich zur Seeschlacht richtet, der Feind. Man denke sich 2 ungeheuerliche, ein paar deutsche Meilen lange Wasser-schlangen, die in den Fluten auf weite Entfernung feuerzügelnd aneinander vorbeigleiten, sich im Bogen gegeneinander krümmen, ständig mit ihrem Kopf den Kopf oder Schwanz der anderen Schlange zu umfassen suchen. Das ist der Großkampf der Dreadnoughts.

Man denke sich vorher und weiter vorn in der Wasserwelt ein ebensolches kleineres Spiel sich feindselig und feurig begrüßender und umkreisender Schlinglein. Das ist der erste Zusammenprall der aufklärenden mächtigen Kreuzer.

Man denke sich endlich zwischen diesen langen, grauen Wasser-schlangen ein Gewimmel von kleinen Wasserläfern und massenhaft herum-schießenden schwarzen Wasserflöhen. Das sind die Leichten Kreuzer und die Torpedobootszerstörer.

So entwickelt sich die Schlacht am Skagerrak. Zuerst prallen, schon spät am Tag, die deutschen Schlachtkreuzer mit den britischen



Schlachtkreuzern des Vizeadmirals David Beatty zusammen. Auf 2 deutsche Meilen Entfernung heulen die mannslangen Granaten. Mit Donnergetöse fliegt schon nach einer halben Stunde der englische Panzerriese „Indefatigable“ („Der Unermüdlische“) in die Lüfte. Gleich darauf folgt ihm die „Queen Mary“ in einer alles verhüllenden Sprengwolke.

geb. 1871

31. Mai 1916
5 Uhr nach-
mittags

Der Ozean belebt sich. Von beiden Seiten häumen mit Voll- dampf, was die Maschinen hergeben, die Schlachtgeschwader ihren Aufklärungskreuzern zu Hilfe.

Die eigentliche Schlacht beginnt. Ein wilder Kampf der Riesen um den kleinen, zerschossen und bewegungsunfähig auf dem Wasser liegenden Kreuzer „Wiesbaden“, der sich verzweifelt wehrt und

1. Juni 1916

erst am nächsten Morgen heldenhaft mit seiner ganzen Besatzung bis auf einen einzigen Mann versinkt.

1890—1916

Der Dichter G o r c h F o d (eigentlich Johann Rienau) besiegelt hier als Matrose sein Werk „Seefahrt ist not“ mit seinem Heldentod.

Immer neue britische Schlachtpanzer lösen sich herandampfend und feuernd aus dem Dunst des Horizonts.

„Nun war es klar“, schreibt Admiral Scheer über die von ihm geführte und gewonnene Schlacht, „daß wir einen großen Teil der englischen Flotte vor uns hatten, die wenige Minuten später ihre Anwesenheit dadurch bekundete, daß auf dem vor uns liegenden Teil des Horizonts ringsum das Feuer von Salven schweren Kalibers aufblitzte. Der ganze Bogen, von Norden bis Osten reichend, war plötzlich ein Feuermeer. Deutlich hob sich das Mündungsfeuer der Geschütze aus dem auf dem Horizont lagernden Dunst und Qualm ab, in welchem die Schiffe selbst zunächst nicht erkennbar waren.“

Admiral Jellicoe, der englischerseits die Seeschlacht leitet, sieht hintereinander 3 seiner Panzerkreuzer, namentlich unter dem Vernichtungsfeuer des Schlachtschiffs „Friedrich der Große“, in mächtigen weißen Dampfwolken in die Luft fliegen. Admiral Scheer löst sich jetzt durch eine glänzende, schon im Frieden besonders geübte Kehrtwendung seiner ganzen Großkampflinie etwas vom Feind. Der Brite folgt nicht. Schon wieder sinkt einer seiner stärksten Panzer, „Invincible“ („Der Unbesieglie“).

31. Mai 1916
8.56 abends

Es ist nunmehr schon spät abends, fast Nacht. Aber Admiral Scheer will das Schlachtfeld noch nicht verlassen. Signal: Ran an den Feind! Alle Torpedoboote jagen voraus. Die Kreuzer folgen. Von neuem flammt die Schlacht am Skagerrak auf.

Der russisch-finnische Admiral Schoultz hat den Kampf auf englischer Seite an Bord der „Herkules“ als Sachverständiger beobachtet.

„Um 5 Uhr 35 Minuten“, schreibt er, „hörten wir dumpfen Kanonendonner, welcher sich hastig näherte, und nach einigen Minuten waren im Süden die gelben Blitze des Mündungsfeuers schwerer Geschütze zu sehen. Aus unserem vorderem Turm hörte man kräftiges Hurrarufen der Mannschaft. Clinton Baker [der Kommandant der „Herkules“] ruft ungeduldig: ‚Warum entwickeln wir denn bloß nicht die Gefechtslinie, sie wird ja viel zu spät fertig!‘

Gerade in diesem Augenblick kommt durch Flaggenignal Befehl zum Entwickeln der Gefechtslinie nach Backbord. Ein allgemeiner Seufzer der Erleichterung auf der Brücke! Also endlich! Um uns schlägt die erste feindliche Salve ein und verursacht einen heftigen Stoß im Rumpf des Fahrzeugs.

„All right!“ sagt Clinton Baker und geht in den Kommandoturm. Auch alle übrigen begeben sich auf ihre Gefechtsstationen. Nur ich bleibe auf der Kommandobrücke. Ich sehe einen ganz nahen Aufschlag [einer deutschen Granate] an Backbord, von dem ich sofort eine tüchtige Duschke bekomme. Das Einschließen der Deutschen muß besonders gut sein.

Ich bekomme wieder eine Wasserfäule. Einige Sprengstücke der deutschen Granaten fallen auf die Brücke. Ich will eins aufheben, lasse es aber schleunigst fallen. Es ist so heiß, als wäre es eben aus dem Schmelzofen gekommen. Eine neue Wasserbüchse ist nahe daran, mich von der Brücke zu spülen. Ich sehe da plötzlich unseren Hornisten, einen Jungen von 15 Jahren, der am Kommandostand steht. Es fallen mir seine verweinten Augen auf, und ich verstehe, daß der arme Junge durch das Schießen und vielleicht noch mehr durch seine Einsamkeit erschreckt ist, denn an Deck ist keine Menschenseele zu sehen.

Wieder bin ich allein auf der Brücke. Um mich ist alles leer, erstaunlich leer. Ich sehe nicht einen einzigen Menschen. Gleichwohl fährt das Schiff, wie von einer übernatürlichen Kraft getrieben, zitternd und erschüttert von den eigenen Salven, während es Feuer, Rauch und Stahl aus seinen Kanonen speit. Aus allen Türmen der ‚Marlborough‘ [das Flagggeschiff des Admirals Jellicoe] blitzen die Mündungsfeuer der nächsten Salve und danach die dichten Wolken des ‚rauchlosen‘ Pulvers, der charakteristisch rot gefärbte Rauch des Rordits.“

Und weiter:

„Es fängt schon an dunkel zu werden. An einzelnen Stellen wird das Artillerief Feuer schwächer, um zeitweise nochmals aufzuflackern. Von dem Gegner sehen wir nichts mehr und können nur aus dem Mündungsfeuer der ab und zu aufblitzenden Salven schließen, daß der Feind auf westlichem Kurs läuft.“

Um 8 Uhr 55 Minuten hören wir heftigen Kanonendonner. Unsere gesamte Artillerie ist noch besetzt. Doch schießen wir nicht mehr, sondern laufen gefechtsbereit. Wir wissen nicht, wer von den beiden Gegnern angreift. Diese Unwissenheit erscheint mir unangenehmer als die Schlacht selbst, deren Wiederaufnahme wohl alle der Untätigkeit vorziehen würden. Nach 9 Uhr bricht die Dunkelheit schneller als gewöhnlich herein.“

In dieser Dunkelheit hat sich Admiral Scheer entschlossen, den Rückmarsch anzutreten.

Diese schwarze Nacht über der Nordsee lohte 100 Kilometer weit von dem Zucken feuriger Blitze, den glühenden Metallmassen sinkender Panzer. Diese Nacht grollt nah und fern mit Tausenden von Donnereschlägen. Diese Nacht ist blutiger als der Tag.

„Es war mit Sicherheit zu erwarten“, schreibt Admiral Scheer, „daß der Feind versuchen würde, uns während der Nacht nach Westen abzu drängen, um uns bei Hellwerden zur Schlacht zu stellen. Die Nacht dazu besaß er. Gelang es, die feindliche Umfassung abzuwehren, so blieb uns die Freiheit des Entschlusses für den nächsten Morgen gesichert. Während der Nacht griff der Feind in fast ununterbrochener Folge von Osten her an. In gänzlicher Verkenntung der Lage näherte sich ein Panzerkreuzer den [deutschen] Schlachtschiffen auf etwa 1500 Meter. Er wurde in wenigen Sekunden in Brand geschossen und sank 4 Minuten nach dem Feuereröffnen unter gewaltigen Detonationen. Die Vernichtung dieses Schiffes auf so nahe Entfernung, daß man die Mannschaften in ihrer Bestürzung auf dem brennenden Schiff hin und her rennen sah, bot ein Bild von schauriger Großartigkeit.“

31. Mai zum
1. Juni 1916

Außer dem Panzerkreuzer verloren die Briten in den wirren und unzusammenhängenden Einzelkämpfen dieser Nacht noch 1 Kleinen Kreuzer und andere leichte Schiffe. Aber auch auf deutscher Seite taucht im Morgenrot das torpedierte Linienschiff „Pommern“ mit seiner ganzen Besatzung auf den Meeresgrund. Ebenso, mit fast allen Matrosen, bis zum Untergang kämpfend, der Kleine Kreuzer „Frauenlob“. Noch 2 solche Kreuzer sinken. Wenn wenigstens der schwer zerflossene Schlachtkreuzer „Lützow“ sich über Wasser hält! Aber bei Tagesanbruch flutet ein blaues Gewimmel von 1250 Seleuten in die rettenden Torpedoboote, und über dem todwunden Großkampfschiff schließen sich die Wellen.

Frühnamittags läßt Admiral Scheer auf der Reede von Wilhelmshaven die Anker des „Friedrich der Große“ fallen. „Die Größe unseres Erfolges gegen die feindliche Übermacht“, schreibt er, „war inzwischen den Besatzungen aller unserer Schiffe zu vollem Bewußtsein gekommen, und mit freudigem Hurra begrüßten sie im Vorbeifahren das Flaggsschiff ihres Führers.“

4. Juni 1916

„Der errungene Erfolg“, meldet der Admiral dem Kaiser, „ist der angriffsfreudigen, zielbewußten Führung durch die Unterführer und den vortrefflichen, von hervorragendem kriegerischem Geist getragenen Leistungen der Besatzungen zu danken. Er ist nur möglich gewesen dank der Güte unserer Schiffe und ihrer Waffen.“

Das ist die Flotte, die die Novemberverbrecher 2 Jahre später kampflös dem Feind auslieferten.

Seit Jahrhunderten galt Englands Flotte nicht nur als unbesiegbar — schon der Name ihrer Schiffe: „Der Unbesieglische“, „Der Unüberwindliche“, sagen es — nein, sie galt als der schwimmende Tod, so, wie ihre Panzer „Der Donnerer“, „Der Entseglische“, „Der Fürchterliche“, „Triumph“, „Sieg“, „Rache“ hießen. Wer Englands schwimmenden Wällen entgegensegelte, auf den warteten Tang und Fische.

Jetzt, zum erstenmal, hatte Albion nicht gesiegt! Stolz, mit wehenden Flaggen, in geschlossener Ordnung, kampfbereit, dampfte Deutschlands Flotte der Heimat zu. Sie hatte in der Schlacht am Stagerak 400 Verwundete und 2400 Tote eingebüßt. Die Engländer dagegen fast das Dreifache: 6000 Tote und 1000 Verwundete.

An Schiffen verloren die Deutschen: 1 Schlachtkreuzer, 1 älteres Linienschiff und 4 Kleine Kreuzer nebst 5 Torpedobooten, zusammen 61 000 Tonnen Schiffsraum. Dagegen die Briten nicht weniger als 3 Schlachtkreuzer, 3 ältere Panzerkreuzer und 8 Torpedoboote, mit genau dem doppelten Tonnengehalt von 120 000.

Der russisch-finnische Admiral Schouly war nach der Schlacht nach London gefahren. Er hatte, so schreibt er, „Zeit und Gelegen-

heit, den Eindruck zu studieren, den die Stagerratschlacht auf die öffentliche Meinung in England gemacht hatte. „Im großen ganzen war dieser Eindruck ein deprimierender.“ „Die Veröffentlichung der großen eigenen Verluste“ hatte „im ersten Moment eine geradezu betäubende Wirkung“.

In Deutschland hätte man aus der Schlacht viel mehr machen müssen, als aus allzu großer Gewissenhaftigkeit und weil man den Verlust der „Lügow“ nicht zugeben wollte, geschah! Trotzdem war der Jubel groß! In kurzem wurde 1 Million Mark für die Opfer der Schlacht gesammelt. Der Kaiser überbrachte persönlich den Dank des Vaterlandes. Könige und Großherzoge besuchten und beglückwünschten die nach ihren Häusern oder Ländern genannten Schiffe.

5. Juni 1916

„Unser Bestreben“, schreibt Scheer, „war darauf gerichtet, so bald wie möglich wieder in See zu gehen, um einen neuen Vorstoß zu unternehmen. Wir haben vor der Welt bewiesen, daß die englische Flotte nicht die Unwiderstehlichkeit besitzt, deren sie sich rühmte. Das Recht des deutschen Volkes auf das freie Meer haben wir im Kampfe durchsetzen dürfen. Als Kriegsmittel muß daneben allerdings das U-Boot voll angewandt werden.“

„Auch dem Reichskanzler gegenüber“, fährt der Seeheld fort, „habe ich diese Auffassung vertreten. Der Reichskanzler gab mir ein ausführliches, sehr düster gehaltenes Bild der Lage.“ Aus den Ausführungen des Reichskanzlers im Lauf der längeren Nachmittagsunterhaltung hatte Scheer den Eindruck gewonnen, daß es Theobald v. Bethmann „lehr darauf ankam, England nicht weiter zu reizen“

Dabei waren gerade jetzt, nach der unzweifelhaften Erschütterung des britischen See- und Selbstbewußtseins durch den Verlauf der Schlacht am Stagerrat, die Voraussetzungen für den U-Boot-Krieg so günstig wie noch nie.

39

Russenstürme

Leise — leise! In schwarzer russischer Wintersturmnacht reiten mit strohumwickelten Pferdehufen, als russische Bauern verummmt, ein paar Duzend Amurkosaten über das Eis des Naroczsees inmitten der deutschen Nordoststellung vor der Linie Wilna—Dünaburg! Ein berittener wirklicher Muschik führt die tollkühnen Kerle. Sie werden, schon im Rücken der deutschen Armee, ehe sie dort die Eisenbahnkörper sprengen können, gefangen oder getötet.

27./28.
Februar 1916

Diese Handvoll Halbmongolen sind die Vorboten eines neuen Asiatensturms.

Den letzten im Osten entbehrlichen Mann hat Deutschland zu Beginn des 3. Kampffjahres in das Flammenmeer des Westens

1916

geworfen. Die großen Feldherren des Ostens stehen, viel zuwenig ausgenutzt, mit ihren „Häuflein klein“ Gewehr bei Fuß. Sie müssen warten, ob der russische Bär wieder aus seinen Sumpfwäldern herantappt.

1915

Der Russe hat sich von den Sieben des Vorjahres wieder erholt. Aus allen Dörfern des heiligen Rußland ist das neue Kanonenfutter zusammengetrieben. Diesmal führt der Zar! Banges Grauen bei den Kundigen. Aber eine mystische Weihe weithin doch über den Heeren. General und Leutnant betreuigen sich: Dem Selbstherrscher, dem Geweihten des Herrn, wird Gott den Sieg verleihen!

Und zweitens: Er ist in ungeheurer Uebersahl! Seinen 368 Bataillonen stehen 66 deutsche — also ein Fünftel bis ein Sechstel — gegenüber.

Und drittens: Es ist durch Gottes Wunder und Gnade Munition in Menge da! Die Vereinigten Staaten haben sich in eine einzige große Kriegsindustrie verwandelt, der Japaner dreht geschäftig Granaten. Züge hinter Zügen rollen Monate hindurch vom Stillen Ozean her endlos durch die Winterwüsten Sibiriens westwärts. Und wer je an der Ostfront war, der weiß: Hat der Russe einmal Munition, dann juht es ihm in den Fingern. Dann muß er ein Freudenfeuer die ganze Front entlang aufknallen lassen.

15. März 1916

Eine Kette jezt eben tauender Seen schirmt die deutsche Stellung, die sich der Moskowiter zur Schlacht am Karocjsee ausersehen hat.

18.—21.
März 1916

Er geht aufs Ganze. „Alle an den Fingern Verwundeten und Selbstverstückelter sind in die Schlacht zurückzuführen“, heißt es in dem russischen Angriffsbefehl. „Die Polizei hat sorgfältig auf alle rückwärtigen Wege zu achten, damit kein gesunder Mann durch ihre Posten durchkommt. Wenn Blut fließt, muß man die Tintenfüßer schließen! Außer Meldungen und Befehlen keine andere Schreiberei.“

Ein richtiges, wahnsinniges Trommelfeuer wie im Westen brüllt: Der Russe kommt!

„In den russischen Grabenlabrynthen war ein schwellendes und ebbendes Summen wie in einem riesigen Bienenstod“, schreibt als Mitkämpfer im Auftrage des Generalstabes der Dichter und Reserveleutnant Walter Fleg, der im Jahre darauf den Heldentod sterben sollte. „Um Mitternacht kamen die letzten Überläufer. Die verängstigten braunen Sturmschwalben, die jedem Angriff vorausgingen, waren die letzten Vorboden des Kampfes. Allenthalben stiegen die Leuchtlugeln und gossen eine fahle, verwehende Helle über das ganze graue Eis der Seen und die Schnee-Einöde der Sümpfe und Wälder. Von den Bäumen rieselte der Tauschnee in Bächen ins Unterholz.“

Punkt sechs Uhr morgens segten gleichzeitig die Salven zahlreicher Batterien jaulend und kläffend gegen die deutschen Gräben. Mit bersekerhafter Kraft wuchteten die Zentnerlasten amerikanischer und japa-

geb. 1887, gefallen bei der Besetzung der Ostseeinsel Osel 16. Oktober 1917

nischer Stahlgranaten. Ein splitterndes und brechendes Krachen kam aus den Wäldern, wo die russischen Granaten die Baumkronen wie mit eisernen Fäusten auseinanderrissen. Feurige Sensen mähten durch die Distelbeete der Drahthindernisse. Die Hügelstreifen schienen zu einer Kette von feuerpeinenden Bergen geworden, die ihr glühendes Eisen auf die deutschen Gräben schütteten. Flachbahngeschütze läkmmten die Brustwehren ab, und wo der graue Schnee nicht aufgewühlt und fortgesetzt wurde, lag er rußschwarz und wie verbrannt um die Gräben. Die steinernen Fundamente wurden wie von einem Erdbeben durcheinandergeworfen, die dicken Mauern lösten sich in mächtige rote Staubwolken auf. Die mühsam abgestauten Sumpf- und Lauwasser brachen schmahend und gurgelnd in die Grabenteile hinein. Bald stand das Wasser überall kniehoch. Die Mannschaften hockten mit hochgezogenen Knien auf Schützengrabenauftritten, Holzlisten und umgestürzten Wasserpumpen. Während die Mannschaft unter guten Deckungen nur Vollerreffer zu fürchten hat, wurde hier das giftige Singen und Klingen der Granatsplitter, das Kläffen der Revolverkanonen und das Burren, Schwirren und Summen der tausend winzigen Minensplitter zu einem pausenlosen Todeskonzert. Ein unbefchreibliches Heulen und Tosen war in den Lüften. Der Schall der Detonationen brach sich schauerlich in den Wäldern, in deren Erdhöhlen die Rekruten hockten.“

Nach 3 ½stündigem Trommelfeuer der Sturm der russischen Stoßtruppen.

„Die Muschits! Sie kommen! Die Signalhupen trompeteten. Trillerpfeifen schrillten. Eine unbefchreiblich wilde Freude hatte die Leute gepackt“, schildert Walter Fleg. „Die Muschits! Die Muschits!“ brüllten sie sich mit atemverfchlagender Erregung zu! Die Russen gingen, mit nagelneuen Schneehemden ausgerüstet, über die schwarze Sumpferde vor. Die weißen Hemdenmänner hoben sich wie Scheiben ab. Die deutschen Artillerieschütze saßen mitten in den Gewalthäufen. Russenleiber und Russensegen wirbelten in der Luft herum, wie wenn eine Windhose einen Strohdriemen erfaßt hat.“

Das Regiment Wiborg Nr. 85, das im Frieden die unverdiente Ehre hatte, den Namen des Deutschen Kaisers zu tragen, verschwindet in dem Totensumpf. Viele Russen werfen sich heulend mit erhobenen Händen auf die Knie. Andere reißen die weiße Hülle vom Leib. Aus den Hemdenmännern werden braune Ruttenträger. „Zweiter Akt! Kostümwechsel!“ ermuntern sie die Schreie der Feldgrauen aus den deutschen Gräben.

Immer wieder, tagelang, das „Urräh“ der in den Tod getriebenen Russen. „Die Riesensümpfe spien braune Russenmassen aus“, schreibt Walter Fleg, „die braunen Häufen in ihren erdsarbenen Mänteln füllten das ganze Hügelgelände. Aus den Wäldern quollen braune Bäche nach. Die vordersten Wellen stürzten jäh zusammen, als habe eine höllische Sense den Hunderten mit einem Schlag die Knie durchgehauen.“

„Eine wahrhaftige Spulnacht war angebrochen. Wälder und Stimpfe waren von Fahlselle überloht. Mündungsfeuer der russischen Batterien, das fort und fort wie ein schreckhaftes Wetterleuchten breit um

den Horizont flammte. Zahlreiche Scharen wogten lautlos in Schneehemden gleich Sumpfgespensstern heran.“ Aber die Deutschen „trieben Gespensterbeschwörung mit Pulver und Blei“.

„Haltet aus — haltet aus! Lasset hoch das Banner wehn! Die singenden Kompanien grüßten sich über das Feld mit dem hallenden Sturmlied, grüßten das Leben und grüßten den Sieg!“

22. März 1916

Den Sieg in der Schlacht am Maroczfsee.

140 000 Russen sind verblutet, ertrunken, erfroren oder liegen wund. Die Überlebenden waten rückwärts. Ihr großer Angriff ist „in Sumpf und Blut“ erstickt.

Aber der Zar findet, daß er immer noch zuviel Untertanen hat! Was wiegen die 2, 3 hingeschlachteten Millionen? Jetzt, wo er selbst den Oberbefehl führt, muß aus Blutströmen ein Blutmeer werden! Er gibt den Befehl, das nächste Massengemegel seiner Muschits — diesmal gegen Österreich — vorzubereiten.

25. März 1916

„Ist es wahr“, schreibt ihm die Zarin ins Feld, „daß unsere Verluste so schwer sind? Natürlich — beim Angriff kann es nicht anders sein.“

28. März 1916

Und 3 Tage später: „Zum Teufel mit diesen Generalen! Warum sind sie so schwach und zu nichts gut! Sei streng mit ihnen! Du hast wirklich viel zu tun, mein Liebling!“

Der Zar hat wirklich viel zu tun! Im Sommer steigen plötzlich seine Krieger, fast ohne Vorbereitung, aus den Schützengräben des äußersten Galizien. Ihr Führer, General Alexander Brussilow, weiß um die t. u. t. Front und ihre „dauernde Überempfindlichkeit gegenüber den russischen Massen“, wie Feldmarschall v. Hindenburg es milde ausdrückt.

4. Juni 1916
geb. 1863

„Südlich des Pripet [Sumpfsgebiet]“, fährt er fort, „stürzt die österreichisch-ungarische Heeresfront auf den ersten russischen Anhieb weithin zusammen. Die schwerste Krise des ganzen bisherigen Krieges an der Ostfront tritt ein, schwerer noch als diejenige des Jahres 1914.“

Habsburg hat, wie Deutschland, den letzten Mann, den es entbehrlich glaubt, aus dem Osten gezogen, im bewußten Gegensatz zu der Obersten deutschen Heeresleitung — Falkenhayn und Conrad arbeiten hier, wie meistens, auseinander statt zusammen — und in die Schützenlinien am Isonzo und in Südtirol etskabwärts eingereicht. Die Ostfront hat es sozusagen vergessen. Der Russe wird schon nicht kommen! Aus heiterem Himmel ist er da! Die Unterschätzung rächt sich fürchtbar.

geb. 1856

„Am 4. Juni“, schreibt der dem t. u. l. Armeekommando zugeteilte deutsche General A. v. Cramon, „feierte zu Teschen der Erzherzog Friedrich (der österreichisch-ungarische Generalissimus) die Vollendung seines sechzigsten Lebensjahres. Unter den Lauben des Stadtplatzes versammelten sich die Offiziere des Oberkommandos und der Garnison zu einem Fackelzug. Es war ein herrlicher mond heller Abend. Als ich am

Morgen nach der Feier in unser Geschäftszimmer trat, überreichte mir Major Fleck ein Telegramm. Ein Befehl Brussilows: „Es ist die Zeit gekommen, den ehrlosen Feind zu vertreiben!“

Genau in denselben Stunden, in denen in Teschen in Österreichisch-Schlesien sich der Fackelzug der Generalstabsoffiziere bewegte, waren an der Front alle russischen Armeen zum Angriff vorgegangen.“

In noch nicht 2 Tagen rammt die Brussilow-Offensive ein Riesenloch von 50 Kilometer Breite. „Die österreichische Mauer“, schreibt Hindenburg, „bricht unter dem Pochen von Brussilows Hammer zusammen, und herein braust die Sturmflut der russischen Haufen.“

Die dort stehenden österreichischen Heere lösen sich so ziemlich auf. Sie verlieren Hunderttausende, namentlich auch an Gefangenen. In der Bukowina fluten die Massen Habsburgs nach den Ostkarpathenpässen. Steigt über diese der Russe in die Pusta nieder, überschweimmt er nochmals Galizien und nähert sich den schwarzweißroten Grenzpfählen Schlesiens, dann ist der Osten nicht mehr, der Krieg überhaupt kaum mehr zu halten.

Deutschland muß helfen, obwohl es selbst mit äußerster Anstrengung im Westen ficht! Was an deutschen Divisionen noch irgend zusammengetragen werden kann, wird nach der lebensgefährlichen, schon weit ausgebauchten Lücke von Luck gefahren. Auch jetzt noch ein „Eiertanz“, wie General v. Cramon schreibt, um den dringend notwendigen einheitlichen Oberbefehl im Osten, den Deutschland mit Fug und Recht und im beiderseitigen Interesse für sich beansprucht. Das österreichische Prestige dagegen, das sich selbst in dieser Zeit nicht unterordnen will — der „Habsburgergedanke“ der ehemaligen Weltmacht Karls V. gegenüber dem „Marquis de Brandebourg“ — ein Gefühlsmoment, namentlich im Hochadel und hohen Beamtentum, das man in Deutschland viel zuwenig kannte! Endlich wird nach langem Hin und Her der Befehlsbereich des Feldmarschalls v. Hindenburg wenigstens nach Süden bis südlich der Stadt Brody verlängert, so daß er die gefährdetste Stelle, den Raum um Luck, umfaßt. Das Oberostkommando wird in Eile von Kowno in einen Eisenbahnzug auf dem Bahnhof von Brest-Litowsk verlegt.

„Unser Hauptquartier bot nichts Glänzendes“, schreibt Ludendorff, „wir waren ungemein dürrtig untergebracht. Dazu brannte die Sonne erbarmungslos auf den Dächern der Wagen und machte den Aufenthalt unerträglich. Ich schlug deshalb Brest-Litowsk selbst als Quartier vor. Die vollständig ausgebrannte Stadt kam überhaupt nicht in Frage, die Zitadelle war ein kleines Gefängnis. Alles war verwildert und verwachsen. Die Brennnessel gedieh zu gewaltiger Größe. Die Luft war feucht und dumpfig. Baracken waren erhalten, doch ohne jedes Möbelfstück. Ich ordnete die Einrichtung des Hauptquartiers in der Zitadelle an.“

4. Juni bis
Mitte August
1916

80. Juli 1916

Von hier aus wird die wankende l. u. l. Wacht am Stochod und Styr, am Sereth und Pruth durch feldgraue Kernstücke gesteuert. 10 deutsche Armeekorps schieben sich an den bedrohten Punkten in die 500 Kilometer lange Front. Im Süden, in der Bulowina, schwankt sie unter österreichischem Kommando wie ein Schiff im Sturm — ein lodender Blickfang für die gierigen Augen, mit denen Rumänien, schon die Kriegserklärung von morgen in der Tasche, über die nahe Grenze lugt.

Da, wo die deutschen Heerführer — Hindenburg-Luden-dorff, Alexander v. Linsingen, Felix Graf von Bothmer — befehligen, da rannte sich der Russe in immer neuen wütenden Anläufen vergeblich den Kopf wund. Umsonst alle Durchbruchversuche. Die deutschen Armeen stehen wie Felsen im brandenden Meer. Ein von Enver Pascha zur Hilfe gesandtes türkisches Korps sichts wacker mit. Auch die Truppen der Donaumonarchie erholen sich, seitdem sie sehen, daß der Russensturm für ihre Verbündeten gar nicht schreckhaft ist.

„Nach allen Berichten“, schreibt der Generalstabschef v. Falkenhayn, „müssen die Verluste der Russen geradezu ungeheuerlich gewesen sein.“

Mitte August
1916

Die Garde des Zaren verlor in wenigen Tagen, nach dem Bericht des Dumapäsidenten Rodzjanto, 34 000 Mann. Für die Kampfunfähigen war nicht gesorgt. „Auf dem Wege“, schreibt er, „zog sich ein endloses Band hin von einfachen Bauernwagen mit Verwundeten. Viele Soldaten mit schweren Kopfwunden lagen ohne Stroh auf den Wagen, ihr lautes Stöhnen war schon von weitem zu hören. Auch sahen wir eine Menge Verwundeter, die auf der bloßen Erde herumlagen. Dem Leiter des Sanitätsdienstes fehlte es an den notwendigsten Arzneimitteln und an Verbandzeug. Soldaten, welche in den Lazaretten gestorben waren, wurden ohne Särge, nackt, reihenweise in das Massengrab gelegt. Es war ein erschütterndes, düsteres Bild. Der Priester leierte eilig seine Gebete herunter.“

Mitte August
1916

Allmählich vergrollen die Gewitter der Brusilow-Offensive. Die beiden Fronten stehen ziemlich genau da, wo sie bei Kampfbeginn vor 10 Wochen gestanden haben. Der Zar hat mit seinen beiden ersten Versuchen als Oberster Heerführer kein Glück gehabt. „Man sah dem Kaiser“, nach den Worten eines Augenzeugen, „eine gewisse Ermüdung, vielleicht auch eine gewisse Gleichgültigkeit an.“

40

Tirol

„Auf den Palmen allein wachsen die Theresientreuze!“ das heißt: nur in Italien ist für Habsburgs Waffen alter Ruhm zu holen — nicht wider den Russen in der Poladei! — das war die Stimmung

im I. u. I. Armeekommando in Teschen und insbesondere bei dessen Generalstabschef Conrad von Höhendorf.

Er war, zu Anfang dieses Kriegsjahres, in der Donaumonarchie fast allmächtig. Der 88jährige Kaiser Franz Joseph hielt ihm unbedingt die Stange, und General von Conrad pflegte seiner Umgebung in seiner kurz angebundenen Art zu erklären: „Der Kaiser ist der Vernünftigste von euch allen!“

Erzherzog Friedrich, der brave, ehrliche Armeekommandant, brachte, nach der Schilderung des Generals v. Cramon, „seinem Helfer Conrad eine an Ehrfurcht grenzende Freundschaft entgegen“. Der junge, unbedeutende Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Joseph, noch in diesem Jahr Kaiser Karl, war nicht im Hauptquartier, sondern stand als Korpskommandeur an der Front. Um die Minister in der Kaiserstadt brauchte sich das Oberkommando nicht zu kümmern.

„Mit der Wiener Regierung“, schreibt der österreichische General Alfred Krauß, „war nichts zu erreichen. Zu viele Böde waren als Gärtner bestellt. Man machte nichts, wollte gar nicht Abhilfe schaffen. Man war glücklich, daß man das ‚Fortwurkeln‘ in Ruhe befolgen konnte.“

So kann der Vertraute der Wiener Apostolischen Majestät, Baron Volfras v. Ahnenburg, bei einem Besuch in Teschen lächelnd bemerken: „In Osterreich-Ungarn regiert jetzt das Oberkommando!“ Worauf, nach dem Gewährsmann, Conrad antwortete: „Rein. Sondern Tisza!“

Der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza war neben dem Generalstabschef Conrad von Höhendorf unzweifelhaft der bedeutendste Kopf des sterbenden Donaufstaats. Aber er saß fern in Budapest. Krieg führte nicht er, sondern Feldmarschall von Conrad.

Und dessen Kriegsziel hieß zäh, ohne Rücksicht auf die russische Gefahr, Italien.

Der deutsche Generalstabschef v. Falkenhayn kann da nicht mit! Für ihn ist — mit Recht! — Italien ein Nebenkriegsschauplatz. Sein Auge blickt gen Frankreich. Sein Finger weist auf Verdun.

So entschließt sich zu Beginn des neuen Kriegsjahres Osterreich, mit eigener Kraft von Südtiro l her dem an der Isonzofront verkrampften und verbissenen Italiener in den Rücken zu fallen. Ein Vernichtungsschlag — wenn er gelingt

„Der Conradsche Entschluß“, urteilt der deutsche Militärbvollmächtigte im I. u. I. Hauptquartier, „lag sozusagen in der Luft und war tief begründet in der Stimmung, die die ganze österreichisch-ungarische Armee gegenüber dem ‚Erbfeind‘ beherrschte.“

Eine Seelenverfassung nicht nur der Deutschen und Madiaren, sondern auch der Südslawen (Jugoslawen) — der Kroaten, Slowenen und Dalmatiner. Die Tiroler Kaiserjäger und Landes schützen erzwangen es

21. November
1916

Erählung 1916

durch leidenschaftliche Bitten, von der Ostfront zum Kampf gegen Italien in ihre Heimat zurückbefördert zu werden.

Nur aus diesem Gefühlsmoment in der Kriegsführung heraus ist es zu begreifen, daß man die innerlich völlig zerrüttete, mit unzuverlässigen tschechischen Regimentern durchsetzte, von Verrat durchseuchte Heeresmacht in Polen, gegen die schon Brussilow sich zu seinem Rammstoß sammelte, seelenruhig sich selbst überließ. Diese eigenmächtige, alle Mängel eines Koalitionskrieges zeigende Tiroler Offensive war eine schwere strategische Entgleisung, die zu dem Tiefpunkt der Kriegslage führte.

„Das k. u. k. Oberkommando“, schreibt ungewöhnlich scharf v. Falkenhayn, „hielt trotz der Warnungen, die ihm zuteil geworden waren, an dem Gedanken einer Offensive aus der Tiroler Front fest. Eine besondere Lockung bot wohl noch die Aussicht, dabei ganz mit eigenen Mitteln gegen den als Bevormundung empfundenen deutschen Rat arbeiten zu können.“

Anfang April
1916

Dafür werden alle Kerntruppen aus Tirol, Salzburg und Oberösterreich zu einem Sturmkorps unter dem Thronfolger zusammengezogen. Sie werden wenige Wochen später im Osten bitter fehlen. Andere Armeen sehen sich dahinter in Kampfbereitschaft. Alles ist in Kadetzstimmung. Wenn nur der hinderliche Schnee nicht wäre — Schnee — viel höher als sonst um diese Frühlingszeit in Südtirol.

15. Mai 1916

Es wird Mai, bis die hechtgrauen Lawinen der k. u. k. Heere ins Rollen geraten. In dem vielzadigen Dolomitenwinkel zwischen dem Suganer Tal und dem Stromlauf der Etsch stürmt das Erzherzog-Thronfolger-Korps die bis zu 1200 Meter hoch gelagerte Gebirgsfläche von Vielgereuth. Die Hochfläche der „Sieben Gemeinden“ wird erstiegen, sterbender deutscher Sprachinseln aus der Zeit der Völkerwanderung, in deren Hauptort Aisago noch das „Cimbro“, das Cimbrisch, die Mundart alter Leute ist.

24. Mai 1916

Die Italiener werden aus ihren ersten Bergstellungen geworfen. Sie verlieren auf dem Rückzug 30 000 Gefangene und 300 Geschütze. Aber nach wenigen Tagen schon erlahmt in dem unweg-samen Karstboden und Waldgestrüpp der Schwung des Angriffs. Um den Cimone-Berg, dessen unterminierte Spitze später mit einem ganzen italienischen Bataillon in die Luft flog, brandet die Bergschlacht. Salzburger Infanterie hält die Höhe. Aber Ende Mai schon stockt alles, namentlich auf den Gebirgspfaden die Zufuhr von Munition und Proviant. Der Blitzschlag aus heiterem Himmel, der Brussilowsche Massendurchbruch im Osten, gibt wenige Tage später dem Tiroler Feldzug den Rest. Er muß aufgegeben werden.

4. Juni 1916
Mitte Juni
1916

6.—9. August
1916

Den Italienern macht das Mut. Sie rennen wieder einmal, zum 6. Male, am Isonzo an. Diesmal wankt die durch das Dolomitenabenteuer geschwächte, vom Osten beanspruchte österrei-

chische Front. Der wild umstrittene Brückenkopf von Görz wird endlich gestürmt. Die Italiener gewinnen das rechte Isonzoufer und erzeugen damit einen tiefen Eindruck auf das in Kriegspychose fiebernde Rumänien.

Feldmarschall von Conrad fühlt seine Stellung erschüttert. Einflüsse hoher Damen wegen persönlicher Verhältnisse wirkten in der Stille mit. Kaiser Franz Joseph zerriß das Abschiedsgesuch seines, grundlos auch gegen die deutsche Heeresleitung verstimmt, besten Soldaten.

Österreich war, in der ersten Hälfte dieses Jahres, schon nahe am Untergang gewesen. Deutschlands Ketterhand hatte es vom Abgrund zurückgerissen. Mit der ungeheuren Lebensfähigkeit uralter Staatengebilde, wie sie sich in dem greisen gekrönten Einstedler in der Hofburg verkörperte, steht es wieder aufrecht im Kriegsturm. Um so besser! Der Rothelfer Deutschland hat genug mit sich selber zu tun. Im Westen erwächst ihm eine neue Gefahr. Im Osten ein neuer Feind.

Die Gefahr im Westen — das sind die wachsenden Munitionsmassen bei den Alliierten. Der Feind im Osten — das ist der Rumäne.

1916

41

Die Somme

Unheimlich wächst im Westen der Materialkrieg über den Männerkrieg.

Die Vereinigten Staaten sind ein einziges großes, qualmendes, hämmerndes, lobendes Kriegsrüstungslager. Granaten gegen Geld! Wir können keine Granaten von ihnen kaufen. Und kommen doch in diesen kritischen Zeiten der U-Boot-Spannung mit den Dollarleuten ins Geschäft.

Unser erstes Handels-U-Boot sticht heimlich in See. Die Firma Krupp in Essen hat es unentgeltlich gestiftet, unter der Bedingung, daß es von drüben eine Ladung Nickel, die ihr gehört, mitbringt. Wohlbehalten taucht es zu allgemeiner Sensation im Hafen von Baltimore auf. Wohlbehalten trotz britischer Anschläge, führt Kapitän König sein Schiff unter Wasser zurück.

Juni 1916

Die Farbstoffe, die es den Amerikanern hinüberbrachte, haben mehrfach seinen Baupreis gedeckt. Mit der Rückfracht an Kautschuk und Nickel für den Heeresbedarf wird ein Zwischengewinn von Millionen erzielt und schleunigst — und doch zu spät — ein halbes Duzend weitere Handelsstauchboote in Bestellung gegeben.

10. Juli 1916

Trotzdem, was ist das gegen die Schiffslasten von Munition, die Amerika täglich — und jetzt, nach dem Erliegen des U-Boot-

Kriegs, in aller Gemütsruhe — nach Großbritannien sendet? Aber dem Engländer ist auch das noch zuwenig!

Nacht vom
5. zum 6. Juni
1916

Eben hat ihn ein furchtbarer Verlust betroffen. Sein größter, sein einziger Kriegsmann ist nicht mehr! Noch nicht eine Woche nach der Schlacht am Slagerral fand Lord Ritchener, der Feldherr zu Lande in drei Erdteilen, den Tod in den Wellen.

Während der „Schlacht bei Jütland“, wie die Briten das gewaltige Seetreffen nennen, hatte ein deutsches Minenboot westlich der Orkneyinseln zur Bedrohung der dorthin nach dem Hafen von Scapa Flow zurückdampfenden „Großen Flotte“ Minen gelegt. Auf eine von ihnen lief in einer dunklen, stürmischen Nacht der englische Panzerkreuzer „Hampshire“, auf dem sich Ritchener eingeschifft hatte — vielleicht um eine Truppenlandung in Jütland vorzubereiten, wahrscheinlich, um von dort weiter nach Rußland zu gelangen. Der Feldmarschall ertrank mit seinem ganzen Stab. Seine Leiche wurde erst nach einigen Tagen an Land gespült. Im ganzen britischen Weltreich klangen die Trauer- und Glocken für den gewaltigen Landsknecht. Er hatte mit der Schaffung seiner Ritchenerarmee seinem Volk wohl den letzten großen Dienst erwiesen, den er noch leisten konnte. In dem neuen Maschinen-, Munitions-, Rassenkrieg hätte er, der Kolonialsoldat und halbe Orientale, seine schon geschichtlich gewordene Persönlichkeit kaum mehr zur Geltung bringen können.

6. Juli 1916
10. Dezember
1916

Aber Großbritannien besitzt noch einen zweiten, kleinen, aber starken Mann. Genau 4 Wochen nach Ritcheners Tod wird David Lloyd George sein Nachfolger als Kriegsminister und später auch Ministerpräsident.

seit 26. Mai
1915

Er war bisher, in einem Kabinett politischer Gegenfüßler von Tories, Munitionsminister gewesen. Er hatte nicht nur die Welt der Hämmer überwacht, sondern diese Welt in die Seele der Briten gehämmert. Er selbst war kein Brite, sondern keltischen Blutes. Eben deswegen sah er den Angelsachsen sachlich, beinahe wissenschaftlich, von außen. Er, der kleine Rattenfänger von Wales, erzeugte nicht nur Granaten, sondern auch die „moralische Munition“ für die Heimat. Er elektrifizierte sie. Er fanatisierte sie nun als Kriegsminister für den Krieg.

Die jungen Männer nehmen jetzt ohnedies unter den Trompetensfanfaren der allgemeinen Wehrpflicht Abschied von Sportplatz und Rennbahn und „sind zu Schiff nach Frankreich“. Aber die Buben, die 14jährigen Späherknaben, die überall auf den Straßen von London und sonst als Wegweiser, Warner, Aufpasser nützliche Arbeit tun. Die Frauen und die Mädchen der Heilsarmee, die kriegsmäßig, mit Bandelier und Schlapphut, ausmarschieren. Die Misses vom „Weiblichen Hilfskorps“, im Londoner Hyde Park in langen Kolonnen, in Schritt und Tritt, zum Dienst hinter den Kampflinien in Frankreich trainierend. Das Granatenmädchen: schon ihr Bild in den englischen Zeitungen eine Kellame. Sie steht in Staubmütze, Leinenlittel, Hose, und schraubt den Zünder auf eine neben ihr aufrecht ragende Schiffsgranate,

die genau so groß und doppelt so umfangreich ist wie sie selbst. Girls in Scharen, in hohen Stiefeln und Mänteln aus Leinendrell, mit geschulterten Hacken auf den Golfplatz ziehend, dessen grüner Rasen sich unter ihren Fäustern in Kartoffelacker verwandelt. Mädel in schwarzer Arbeitstracht mit Hosenträgern auf dem Markt in London Waggons mit Tomaten für die Armee in Frankreich füllend.

Und die älteren, die respektablen Gentlemen — nicht nur der Reverend Jones, der seine Pfarre im nördlichen London aufgibt und als Kampfflieger über den feindlichen Linien kreist. Da sein Amtsbruder Durell, leuchtend unter einem Rucksack, mit Schirmklappe und im Monteuranzug. Der Mann Gottes arbeitet im Schweiß seines Angesichts je einen vollen Tag in der Woche unter dem Beifall der Nation in einer Granatendreherei. Sein Bild ziert die Zeitungen.

Munition! Weiß man, was dazu gehört, um alle diese gähnenden schwarzen Mäuler an der Front zu füttern, daß sie wie ein aufgeregter Hundezwinger durcheinanderbellern — diese gedrungenen „Dicken Bertas“ auf ihren betonierten Plattformen — diese 40 Fuß langen stählernen Feldschlangen, auf Eisenbahnwagen montiert und längs der Front von Ort zu Ort wie eine Primadonna gastierend, ehe der Gegner sich auf sie eingeschossen hat — diese mächtigen österreichischen Motorbatterien an der deutschen Front in Frankreich — diese Feldhaubigen jeder Schwere — diese Riesenmörser und Minenwerfer, diese Tausende von Feldgeschützen, oft die Nacht hindurch unmittelbar hinter dem Schützengraben schußbereit aufzufahren.

Und in den Gräben selbst die Revolverkanonen, Erdmörser, Fernrohrgewehre, diese Riften mit Handgranaten, Gemehrgranaten, Infanterie- und Maschinengewehrmunition, Grabenspiegel, Pyridinsprizen zur Entseuchung giftvergaster Abschnitte.

Munition! Die Kämpfe an der Somme sind die erste große Materialschlacht der Entente.

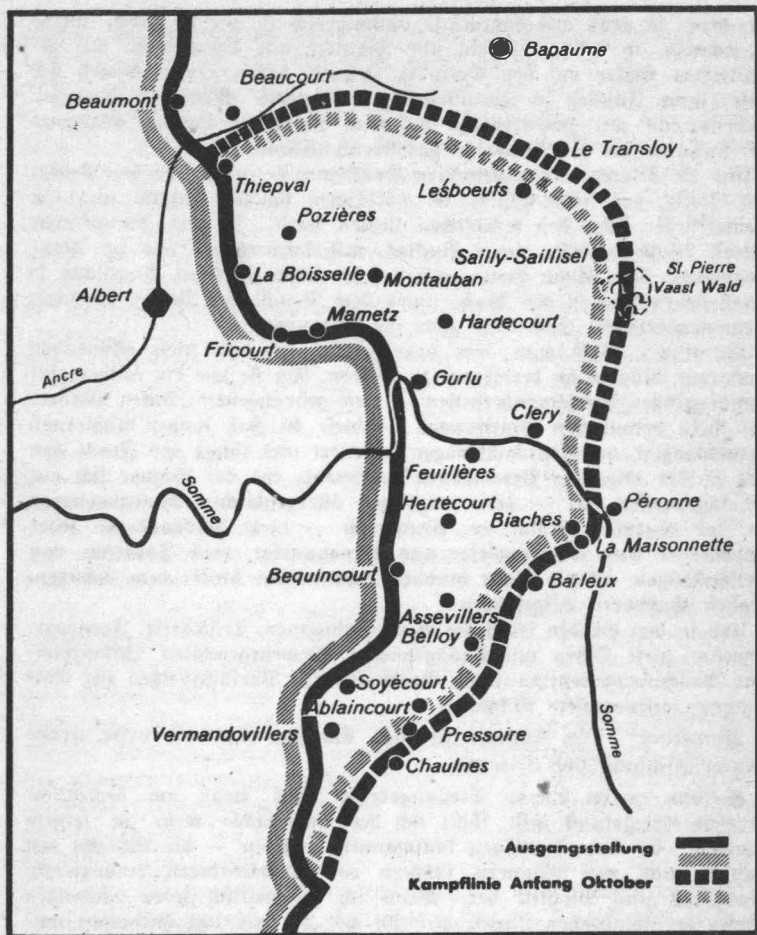
Seitdem es im starren Stellungskrieg nicht mehr um bewegliche deutsche Kriegskunst geht, fühlt sich der Angelsache mehr in seinem Element. Er kann sozusagen kaufmännisch rechnen — die Schlacht mit Zahlen, nicht von Männern, sondern von Stahlzentnern, finanzieren. Rotzblut und Bleistift her: Wenn ich systematisch jeden laufenden Meter der feindlichen Linien mit 20, mit 50, mit 100 Granaten umpflüge, so kann dort kein Grassalm und kein Regenwurm mehr leben, geschweige denn ein Hunne. Ich brauche diese Mondlandschaft von Trichtern und Kratern, zerstem Stacheldraht und verschütteten Unterständen einfach zu besetzen.

So beginnt die über ein halbes Jahr wütende Schlacht an der Somme — eigentlich nördlich und südlich der Somme, denn das Flüsschen fließt quer durch die Mitte der beiden feindlichen Linien — mit einem 7tägigen Trommelfeuer der Briten und Franzosen, wie es der Weltkrieg noch nicht gehört hat.

Was Trommelfeuer ist? Der Dichter Walter Flex habe als Mitkämpfer an einer anderen Stelle das Wort:

„Mit einem ohrenbetäubenden Krach zersprangen gleichzeitig die zahl-

24. Juni bis
Ende Novem-
ber 1916



losen Schrapnells, die schlohweißen Sprengwölkchen standen leuchtend, zu einer sauberen Kette gereiht, in dem braunen Frühnebel. Ehe noch der helle, giftige Ton, der dem peitschenscharfen Knall nachschwang, ausgeklungen hatte, erfolgten weit hinter dem Nebel die Paukenschläge, die den Abschluß der schweren Steilfeuergeschütze bezeichnen. Und nun rastete es von allen Seiten mit Jaulen und Fauchen heran wie das ohrenbetäubend aufschwellende Näherbrausen von Hochbahnzügen, die, unsichtbar, auf unsichtbaren Brücken, durch die Luft jagten. Schlag auf Schlag erfolgten die Detonationen. Flügelminen schautelten langsam und behäbig durch das rasend entfesselte Heer der Lustunholde und barstren mit betäubendem Krachen. Mit giftigem Kläffen sprangen die tannenzapfengroßen Stahlgranaten der türkischen Revolverkanonen da-

zwischen. In den tief unter die Brustwehren gebuddelten Fuchslöchern horchten dann Mannschaften mit blaß gewordenen Gesichtern und groß werdenden Augen, in die eine harte, lauernde Spannung getreten war, auf den ebbenden und schwellenden Orkan der Artillerieschlacht."

7 Tage und Nächte ununterbrochen dieses Höllkonzert. 7 Tage und Nächte. . . . Dann flutet es plötzlich von drüben hunderttausendfach in Blaugrau und Rhafigelb heran, auf einer Front von 40 Kilometer, die Engländer nördlich, die Franzosen südlich der Somme, wider die deutsche Stellung vorwärts der Linie Péronne—Bapaume.

Diese Linie buchtet sich, wie regelmäßig bei allen Massenangriffen des Krieges, unter der Wucht des ersten Stoßes. Sie heult sich, etwa eine starke Gehstunde tief, gegen die Stadt Péronne zurück, durch die die Somme fließt. Weiter kommt der Feind trotz wilder wochenlanger und monatelanger Kämpfe nicht.

"Wieder zeigten sich die unübertrefflichen kriegerischen Eigenschaften des damaligen deutschen Soldaten im besten Licht", schreibt der Generalstabschef v. Falkenhayn; "stets in der Minderheit fechtend, gab er unter dem Wüten der übermäßigen feindlichen Angriffsartillerie nur schrittweise dort nach, wo ein Behaupten in der Tat zur Unmöglichkeit geworden war. Immer war er bereit, dem Gegner etwas Gewonnenes wieder zu entreißen, jede Schwäche desselben auszunutzen."

Umgekehrt wie bei Verdun, wo gleichzeitig immer noch die furchtbare Mühle mahlt, wandelt sich hier beim Feind der Kammstoß in die Zermürbungsschlacht. Endlos, hinter seiner Front, die Karrenreihen mit dem roten Kreuz. Aber auch auf deutscher Seite heißt es: "Ich hatt' einen Kameraden."

Es zeigt sich, daß die bisherige starre Verteidigungsform: Festhalten der vordersten Linie mit starken Truppenmassen, unter dem Trommelfeuer versagt. Die Grabenkämpfer müssen sich vor ihm in den tiefsten Stollen bergen, kommen nicht schnell genug heraus, wenn es plötzlich von drüben zum Angriff heranstürmt, und werden gefangen. Von jetzt ab beginnt, zunächst als Selbsthilfe der Truppe, die vom nächsten Jahr ab allgemeine elastische Abwehr: Rückzug in die rückwärtige Hauptstellung und von dort Gegenstoß in die vorderen Gräben.

Dieses Borgelände besteht eigentlich nur noch aus regellosen Granatlöchern und Erdtrichtern, in denen verstreute Maschinengewehrnesten rattern, als die Entente im Frühherbst verzweifelt einen neuen Durchbruch erzwingen will. Wieder vergebens! Zerschellt die englischen und welschen Wellen, der deutsche Wellenbrecher am Außersten seiner Kraft.

"Meldung eines Bataillonkommandeurs: Ich habe starke Verluste. 4. Kompanie zählt noch 1 Offizier, 3 Unteroffiziere und 31 Mann (von 250). Ich bitte um viel Wasser!" Dieses Regiment verlor in der Sommeschlacht in noch nicht drei Wochen 1300 von 3000 Streitern. Es kam bereits aus der Hölle von Verdun, wo es zuvor schon die

September
1916

25. September
1916

hälfte seiner Offiziere und ein Drittel seiner Mannschaft verloren hatte! Das war das deutsche Volk in Waffen!

Jul./August
1916

Wir sind in der Mitte des blutigen Kampfesjahres. Wie sieht es für die Mittelmächte in dem flammenden Europa aus? Im Westen der Ansturm von Verdun ohne einen Erfolg, der die ungeheuren Verluste lohnt. Die deutschen Linien sind in diesen Monaten kaum ein paar Kilometer vorwärtsgekommen. Der Kampf an der Somme reine Abwehr. Aus Mangel an Menschen und Munition keine Hoffnung auf mehr.

In Italien kein Erfolg Österreichs in Tirol. Die Isonzofront erschüttert. Im Osten die t. u. t. Armee gerade noch vor einer Katastrophe bewahrt. Die Kriegsführung dort durch den doppelten Oberbefehl — Deutsch-Oberost in Brest-Litowsk, das t. u. t. Oberkommando in Teschen — gelähmt. Jeder Nerv ist angespannt. Jeder Mann an seiner Stelle des ungeheuren Kriegsschauplatzes unentbehrlich.

Es wird klar, daß dessen Beherrschung über die Kräfte des kriegskundigen und energischen Generals v. Falkenhayn hinausgeht. Er hat dauernd als Generalstabschef die vom Balkan aus der unteren Donau drohenden Nöte unterschätzt. Jetzt gefehlt sich zu der Gefahr im Westen — dem gerade deutschem Mannestum widersprechenden Mechanismus des Materialkrieges — der lange lauende Feind im Osten.

27. August 1916
28. August 1916
31. August 1916
1. September
1916

Rumänien erklärt Österreich den Krieg, das Echo ist tags darauf die Kriegserklärung Deutschlands, dann der Türkei an Rumänien. Drei Tage später, mit Aufatmen begrüßt, die Bulgariens!

28. August 1916
mittags

„In Brest-Litowsk trifft mich“, schreibt Feldmarschall v. Hindenburg, „der Befehl Seiner Majestät des Kaisers, baldmöglichst in sein Großes Hauptquartier [Schloß Pleß in Oberschlesien] abzureisen. Als Grund teilt mir der Chef des Militärcabinetts nur mit: Die Lage ist ernst!“

Ich lege den Hörapparat weg und denke an Verdun und Italien, an Brussilow und die österreichische Ostfront, dazu an die Nachricht: Rumänien hat uns den Krieg erklärt!“ Starke Nerven werden dazu nötig sein!“

Endlich Hindenburg und Ludendorff

„Es war bekanntlich nicht das erstemal“, schreibt Feldmarschall v. Hindenburg, „daß mich mein Kaiserlicher und Königlich-er Herr zur Besprechung über militärische Lagen und Absichten zu sich

berief. Daher vermutete ich auch diesmal, daß Seine Majestät meine Anschauungen über eine bestimmte Frage persönlich und mündlich hören wollte. In der Annahme eines nur kurzen Aufenthalts nahm ich auch nur das für einen solchen unbedingt nötige Gepäck mit mir.

Vor dem Schlosse in Pleß traf ich meinen Allerhöchsten Kriegsherrn selbst. Der Kaiser begrüßte mich sofort als Chef des Generalstabs des Feldheeres und General Ludendorff als meinen Ersten Generalquartiermeister. Auch der Reichstanzler war von Berlin aus erschienen und augenscheinlich nicht weniger überrascht als ich selbst.

Die Übernahme der Geschäfte aus den Händen meines Vorgängers vollzog sich bald nachher. General v. Falkenhayn reichte mir zum Abschied die Hand mit den Worten: „Gott helfe Ihnen und unserem Vaterlande!“

„Den Krieg zu einem siegreichen Ende zu führen“, sagt Ludendorff, „hierzuhin allein waren der Generalfeldmarschall und ich berufen worden. Die Aufgabe war von ungeheurer Größe. Schwereeres war noch nie plötzlich durch das Schicksal auferlegt worden. Gesenktes Hauptes hat ich Gott den Allwissenden, mir Kraft für mein Amt zu verleihen. Die Entente hatte alle ihre Kräfte zu einem letzten großen Schlag angeheftet. An irgendeiner Stelle sollten wir den Todesstoß erhalten. Wir waren in einen Titanenkampf sondergleichen gekommen. Und unwillkürlich spannten sich die Muskeln und Nerven. Es galt, das Vaterland aus einer höchsten Gefahr zu retten.“

Ein neues grelles Gefahrzeichen flammt auf. Italien erklärt gerade in diesen Tagen dem Deutschen Reich den Krieg. Es ist nur eine Formsache. Denn an der Dolomitenfront liegen sich längst Bayern und Italiener in den Haaren. Und doch ein Sinnbild des Weltwillens: Die ganze Welt wider Deutschland!

Das erste: Von jetzt ab die einheitliche Führung der verbündeten deutschen, österreichisch-ungarischen und bulgarischen Heere! Darüber wird seit Monaten verhandelt. Jetzt drängen Zeit und Not zu einem schon früher erwogenen Entschluß: es wird eine „Oberste Kriegsführung“ geschaffen und dem Deutschen Kaiser übertragen, der seinerseits den Chef des Generalstabes des deutschen Feldheeres ermächtigt, ihn in Anweisungen und Vereinbarungen zu vertreten. So steht sich Feldmarschall v. Hindenburg nun als Geist und Seele der größten Kriegsmacht, die je auf Erden war.

Zweitens: Verdun

„Verdun“, schreibt Ludendorff, „hat uns sehr viel Blut gekostet. Die Lage unserer angreifenden Truppen war immer ungünstiger geworden. Jetzt schleppte sich der Angriff noch kraftverzehrend hin. Der Truppe,

29. August 1916
vormittags

26. August 1916

30. August 1916

die soviel vor dieser Festung geleistet hatte, graute vor dem Trichter-
gelände. Die Führung war auch nur mit halber Seele dabei. Der
Deutsche Kronprinz hatte sich schon sehr frühzeitig für die Einstellung
des Angriffs ausgesprochen.“

Und so berichtet Hindenburg: „Nur nach der Übernahme der Obersten
Heeresleitung sah ich mich auf Grund der Gesamtlage gezwungen,
Seiner Majestät dem Kaiser den Befehl zur Einstellung unserer An-
griffe bei Verdun zu unterbreiten. Die dortigen Kämpfe zehrten wie
eine offene Wunde an unsern Kräften. Es ließ sich auch klar über-
blicken, daß das Unternehmen in jeder Hinsicht aussichtslos ge-
worden war.“

„Der einzige lichte Ton“, schreibt der neue Generalquartiermeister
Ludendorff, „war die deutsche Heldengröße, die das Schwerste, was
es zu erleiden gab, des Vaterlandes wegen erlitt.“

Und ebenso die Worte eines Hindenburg über das Vergrollen der
Schlacht an der Somme:

„In dem Kampfgebiet wurde es erst stiller, als die einbrechende nasse
Jahreszeit den Kampfboden grundlos zu machen begann. Die Millionen
von Geschößtrichtern füllten sich mit Wasser oder wurden zu Friedhöfen.
Von Siegesfreude war in keiner der beiden kämpfenden Parteien die
Rede. Aber allen lag der furchtbare Druck dieses Schlachtfeldes, das
in seiner Öde und in seinem Grauen selbst dasjenige von Verdun zu
übertreffen schien.“

„Welch ein Nervenverbrauch“, urteilt der Feldmarschall vorher, „und
welch geringe Nervennahrung. Welche Stärke des Pflichtgefühls und
welche selbstlose Hingabe!“

Die dritte Schicksalsfrage: der U-Boot-Krieg. Das ewige
Gespenst, das nicht leben darf und nicht sterben kann!

Was hat die Landkriegsleitung an sich mit den Tauchbooten zu tun?
Nun: der Unterwasserkrieg muß vorläufig eingestellt bleiben. Denn der
Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg erklärt, „daß ein U-Boot-Krieg
den Krieg mit Holland und Dänemark möglicherweise zur Folge haben
würde. Wir hatten zum Schutz gegen beide Staaten nicht einen Mann
zur Verfügung. Sie waren in der Lage, in Deutschland einzurücken
und uns den Todesstoß zu geben!“

Die größte Kriegsmacht der Welt, die von ihren vielen Mil-
lionen Streitern an keiner Front mehr einen einzigen gegen einen
neuen Gegner frei machen kann!

Das ist die Stunde, die sich der Hohenzoller und ehemalige preu-
ßische Offizier und geborene Deutsche — die sich König Ferdi-
nand von Rumänien zum Vernichtungsschlag gegen das
Hohenzollernhaus, die preußisch-deutsche Armee und das deutsche
Volk ausgesucht hat.

„So kam es“, schreibt Hindenburg, „daß die rumänische Kriegs-
erklärung uns dem neuen Feind gegenüber in einer nahezu völlig
mehrlosen Lage traf. Noch niemals war einem verhältnismäßig so
kleinen Staatswesen wie Rumänien eine weltgeschichtliche Ent-

scheidungsrolle von gleicher Größe in einem ebenso günstigen Augenblicke in die Hände gelegt. Noch niemals waren starke Großmächte wie Deutschland und Österreich in gleicher Gebundenheit der Kraftentfaltung eines Landes ausgeliefert, das kaum ein Zwanzigstel der Bevölkerung der beiden Großstaaten zählte. Auf Grund der Kriegslage hätte man annehmen können, daß Rumänien nur einzumarschieren brauchte, um den Weltkrieg zu entscheiden."

Aber zu gleicher Zeit sprach er zu seiner Umgebung: „Freuen Sie sich doch, daß Sie endlich einen Gegner kriegen, der nicht im Graben steckt, sondern den Sie in freiem Feld schlagen können.“

In grauen Zeiten hatte sich Rumänien dem Dreibund Deutschland, Österreich-Ungarn, Italien angeschlossen gehabt. Das nahm schon vor dem Weltkrieg niemand mehr ernst. Aber der Beitritt Rumäniens zur Entente war so lange ausgeschlossen, bis, in den ersten Monaten des Weltkrieges, sein König Karl starb. Der greise Hohenzoller hinterließ aus seiner Ehe mit der Prinzessin Elisabeth von Wied, der Dichterin Carmen Sylva, keinen Thronerben.

In der preußischen Rangliste der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts findet sich als Sekondleutnant im Potsdamer 1. Garderegiment zu Fuß Ferdinand Viktor Mainrad Prinz von Hohenzollern. Er hat Kaiser Wilhelm dem Siegreichen den Fahneneid geschworen. Er erklärt jetzt dessen Enkel den Krieg auf Tod und Leben. Er ist vermählt mit der Prinzessin Maria von Koburg, die sich im Krieg völlig als Engländerin fühlt und leidenschaftlich den Kriegswillen der Rumänen aufpeitscht.

Die Rumänen: Die höheren Stände treiben einen Affenkult mit Paris. Die Franzosen sind ihre Lehrmeister. Nur das, was diesen Osteuropäern jetzt not tut — das Kriegführen —, das haben sie Gott sei Dank den Franzosen nicht abgequodt!

„Es gibt“, sagt vorsichtig Graf Ottokar von Czernin, ein Vertrauter des ermordeten Erzherzogs Franz Ferdinand, bis zur Kriegserklärung Rumäniens k. u. k. Gesandter in Bukarest und dann die beiden letzten Kriegsjahre hindurch österreichischer Außenminister, „es gibt im Orient Menschen, welche gegen die Einwirkung des Goldes nicht immun sind. In Rumänien beispielsweise hat Rußland schon längst vor dem Kriege Millionenausgaben nicht gescheut, um Stimmung für sich zu machen. Die meisten Blätter waren fest in russischen Händen, zahlreiche im politischen Leben maßgebende Persönlichkeiten waren durch russische Interessen gebunden.“

Gegenüber diesem Rubel auf Reisen, der so viele „zögernde Intelligenzen des Balkan“ überzeugte, war auf deutscher Seite, wie überall, durchaus nichts geschehen. Es lebte unter den konservativen, des Adels-titels entbehrenden rumänischen Dynasten noch eine kleine Gruppe wirklicher Freunde Deutschlands. Sonst gab es, nach den Worten des Grafen Czernin, nur zwei Parteien in diesem Lande: die uns feindliche, welche die sofortige Kriegserklärung wünschte, die andere, die

30. Oktober
1883

11. Oktob. 1914
1843—1916

geb. 1875

geb. 1872

1918—1916
1916—1918

„freundliche“, welche riet, noch etwas zu warten, bis wir genügend geschwächt seien.

Aber die schöne Seele der rumänischen Staatsmänner verrät ein Reifebericht aus Bukarest: „Gute Aufnahme fand eine Operettenfängerin mit ihrem täglichen Liedlein:

Filipescu — das ist der Mann des Rubels!

Take Jonescu — das ist der Mann des Franken!

Marghiloman — das ist der Mann der Markt!

Das Publikum spendete den beiden ersten Zeilen freudigen Beifall. bei der Schlußzeile tobte und pfiß es!“

1884—1927

Bukarester Sitten: Unter der Boulevardtünche der Balkan: Ein rumänischer Grande droht, nach den Erinnerungen Czernins, ihn, den österreichischen Gesandten, öffentlich zu ohrfeigen. Der rumänische Ministerpräsident Ioan Bratianu judt die Achseln. Da könne man nichts machen! Der Graf erwidert, er werde den Mann gegebenenfalls über den Haufen knallen. Kaiser Franz Joseph selbst ermuntert in Wien seinen Gesandten: „Schießen Sie ihn nur nieder, wenn er Sie anrührt!“ Daraufhin besinnt sich der Rumäne eines andern.

Aber diese verfaulte Oberschicht wird von einem arbeitsamen und genügsamen, zähen und wohlgebildeten Bauernstand getragen. Die aus ihm mit Wehrpflicht vom 21. bis zum 46. Lebensjahre hervorgehende Armee besitzt die Prager der Balkankriege und zählt im Frieden 4829 Offiziere, 98 827 Mann, 24 616 Pferde und 588 Geschütze.

Mit dem Rotizbuch, in dem diese Zeilen aufgeschrieben sind, in der Hand läuft Ioan Bratianu in Bukarest herum und erzählt jedem fremden Diplomaten und Zeitungsmann, der es hören will, diese Rechnung: 100 000 Rumänen gegen 0 Deutsche, das muß stimmen! Und die, die in Deutschland imstande sind, den der Nation mit Recht verschwiegenen furchtbaren Ernst der Lage einigermaßen zu übersehen — die lesen einander aus den Augen die bange Frage: Wo kriegen wir um Gottes willen noch Truppen gegen Rumänien her, wo wir außerdem schon durch das Oberkommando Nord in Hamburg Stellungen an der dänischen und der holländischen Grenze ausbauen, falls es auch dort losgeht?

1916

Ein Glück für Deutschlands Waffen in diesem blutigen Jahr: der jedenfalls ursprünglich gleichzeitig gedachte Massensturm der Feinde auf allen Kriegstheatern hatte sich etappenweise verzettelt. Hintereinander — nicht nebeneinander — die Brusilow-Offensive, die Sommeschlacht, und ebenso ist jetzt, wie im Vorjahr Italien, auch Rumänien, von der Entente in den Krieg wie ein Pudel ins Wasser geschleudert, um 4 rettende Wochen zu spät gekommen.

So bezeugen die neuen Männer der Obersten Kriegsleitung, im Ofen das Wunder: „Kann ich Armeen aus der Erde stampfen?“ Eine kleine Streitmacht von Deutschen, Österreichern, Ungarn formiert sich unter dem bisherigen Generalstabschef v. Falkenhayn

gegen das schon von den Rumänen überschwemmte Siebenbürgen, ein zweites Heer, dem auch Bulgaren und Türken angehören, sammelt sich südlich der Donau. Seine Führung, später die des ganzen Feldzugs, übernimmt Feldmarschall v. Mackensen.

30. November
1916

28. August 1916

Mackensen? Ein rumänischer Großer fragt in diesen Tagen des Kriegsausbruchs in Bukarest den österreichischen Militärattaché: „Wer ist denn das? Den kenne ich ja gar nicht!“ Und der Wiener, ihm auf die Schultern klopfend: „Sie werden ihn schon kennenlernen! Verlassen Sie sich darauf!“

43

Rumänien

„Das Verhängnis“, schreibt Feldmarschall v. Hindenburg, „brach über Rumänien herein, weil seine Armee nicht marschierte, weil seine Führung nichts verstand. Tollkühn wird man uns vielleicht einmal nennen, wenn man die Stärkeverhältnisse vergleichen wird, unter denen wir gegen das rumänische Heer zum Angriff schritten.“

Völlig sicher seiner Sache, zunächst einmal Österreich-Ungarn den Gnadenstoß zu geben, beginnt der Rumäne „mit Schnecken- geschwindigkeit“, wie es Ludendorff nennt, seinen militärischen Spaziergang nach dem Ziel seiner Kriegswünsche, dem Grenz- und Bergland Siebenbürgen.

Mehr als die Hälfte der dortigen Bevölkerung sind allerdings rumänische Walachen. Doch bilden sie nur die untere Tragschicht. Es folgt ein Drittel magyarische Szekler. Die eigentliche geistige und wirtschaftliche Kraft bildet das Volkszehntel der vor 700 Jahren eingewanderten deutschen Sachsen (eigentlich Rheinfranken von der Mosel), die sich noch ihre ehrwürdige Tracht und ihr germanisches Volkstum erhalten haben.

Eben haben sich die Rumänen unter gewaltigem Siegesgeschrei in der Siebenbürger Hauptstadt Kronstadt und Umgebung häuslich eingerichtet, da machen sie zu ihrem Entsetzen schon die ihnen in Bukarest versprochene Bekanntschaft mit dem Feldmarschall v. Mackensen und seiner Donauarmee. Südlich des Stroms, in der Dobrudscha, steht blitzschnell, wie aus dem Boden gezaubert, ein bulgarisch-deutsches Heer, erobert in wenig mehr als einer Woche nach Rumäniens Kriegserklärung die Festung T u r a k a n, nimmt 21 000 Rumänen mit 100 Geschützen gefangen, breitet sich reichend zwischen der Donau und dem Schwarzen Meer aus.

6. September
1916

Bald darauf übernimmt General v. Falkenhayn in der Nähe von Hermannstadt den Befehl über die neugebildete siebenbürgische Armee. Sie ist klein. Den k. u. k. Truppen kann man wenig zumuten. Aber ihr deutscher Teil ist so vorzüglich wie die

19. September
1916

geb. 1862

Führung des bisherigen Generalstabschefs, insbesondere die bayerischen Gebirgler und die Jäger des berühmten Alpenkorps unter General **Raff** v. **Delmensingen**.

Er fällt den ahnungslos um Hermannstadt herum rastenden Rumänen vom **Rotenturmpaß** her wie ein Sturmwind in den Rücken. Ein Gewaltmarsch durch wilde Bergwelt.

„Über dieses Gebirge“, schreibt der Generalstab des Feldheeres, „laufen hier weder Pässe noch Straßen. Nur Saumpfade leiten durch Schluchten, über steile Hänge von Gipfel zu Gipfel. In der Hochwaldzone sperren üppig wucherndes Unterholz und Windbrüche die schmalen, schlüpfrigen Stege. Bis in Höhe von 1200 Meter umkleidet herrlicher, urwaldartiger Buchenwald die Hänge. Die bis in die Höhe von 1700 Meter hinaufreichenden Fichtenbestände verkrüppeln auf dem Gebirgskamm zu wucherndem Knieholz. Eisalter Sturm legt über die Höhen. In Dickicht und Schluchten muß man sich auf hartem Stein eng aneinanderlegen, um nicht zu erfrieren.“

28.—29.
September
1916

Ungestimmt, in der **Schlacht bei Hermannstadt**, General v. **Falkenhayn** von vorn die rumänische Übermacht bei den Hörnern. Sie flutet geschlagen nach dem **Rotenturmpaß** zurück und läuft dem deutschen Alpenkorps in die Gewehre.

„Fürchtbar waren die Verluste der rumänischen Verbände“, schreibt als Mittkämpfer der Generalstabshauptmann **Walter Vogel**. „Gewehre, Maschinengewehre und Geschütze hielten hier blutige Ernte. Was nicht fiel, mußte zurück in den Kessel. Unbeschreiblich wurde die Panik der in den Paß hineingedrückten Massen. Im Flußbett stießen und schoben sich Fahrzeugkolonnen. Pferde und Wagen versanken in dem tiefen Wasser. Rinder- und Schweineherden drängten sich an den Berghängen zwischen die fliehenden Truppen. Unablässig ratterten die deutschen Maschinengewehre und brüllten die deutschen Kanonen. Die Jäger und Bayern schossen, daß ihre Gewehrläufe heiß wurden. Berge von Leichen türmten sich. Sie wurden von den Kameraden achtlos in den Fluß [den **Alt**] gestoßen, der sie zu **Tal** führte, nach Rumänien, dem Heimatlande, wohin nur Trümmer dieser unglücklichen Armeegruppe entliefen.“

7.—8. Oktober
1916

Das war die eine rumänische Armee in Siebenbürgen. Die zweite stand in dem weiten Talkessel von **Kronstadt**. Von den Höhen steigen die **Falkenhaynschen** Heeresäulen hernieder. Nach der **Schlacht bei Kronstadt**, in dessen Gassen mit dem **Bajonett** gekämpft wird, flieht der Rumäne blind aus ungarischem Land.

„Wüste Haufen geraubter Beutestücke aus Siebenbürgen fallen den nachdrängenden Truppen auf den Bahnhöfen in die Hände.“ Genau wie in Ostpreußen bei dem „großen Bruder“, dem **Russen**.

Zwischen Verfolger und Verfolgte tritt, mit plötzlichem Wettersturz auf den Grenzpfässen, der Hochgebirgswinter. Dazu zündet der Rumäne auf dem Rückzug seine eigenen Wälder an. Zäh arbeitet sich in Schneegestöber das Alpenkorps vorwärts, die **Ju-**

fanterie in Schneemänteln und mit Bergstöcken, Steigeisen an den Schuhen. Die Kanonen werden mit Zugochsen, selbst mit Seilwinden, auf die Bergkuppen gebracht. Pferde und Maultiere stürzen ab. Berge und Täler hallen vom Gefechtslärm.

In diesen Kämpfen findet, an der Spitze seines Münchner Leibregiments, der „Leiber“, Major Prinz Heinrich von Bayern mit den vom Generalstab beglaubigten Worten „Noblesse oblige!“ (Abel verpflichtet!) den Heldentod. Er war schon zweimal, das letztemal bei Fleury vor Verdun, verwundet gewesen.

Auf kurze Zeit muß hier in den steil verschneiten Berghöhen die Alpentruppe im vollen Sinn des Wortes verschmaufen. Inzwischen sammelt sich auf der breiten Donaauläche, vor der bulgarischen Hafenstadt Svislov, ein 100faches Gewimmel von deutschen Panzerflugkanonenbooten, Motorbooten der deutschen Flotillen, t. u. t. Turmmonitoren, Patrouillenbooten, Dampffähren, armierten Raddampfern, Marine-Ruderdetachements, Minenlegebooten — alles, was der weite Lauf der Donau an Schiffsplanken hergibt.

Bei Neumond und dickem Nebel stoßen in aller Frühe leise die ersten Pontons mit österreichisch-ungarischen Pionieren vom Strand und landen glücklich am andern Ufer. Hinter ihnen dampft und töfft und rudert auf jedem erreichbaren Fahrzeug die Donauarmee über den Strom. Bei Scheinwerferlicht wird in der übernächsten Nacht die schwimmende „Herbertbrücke“ herangefahren und verankert. Bei Morgengrauen wälzen sich über sie in langen Zügen das Reitervolk und Stückwerk gen Rumänien. Feldmarschall v. Mackensen hat inmitten der Seinen auf dem deutschen Panzerboot „Weichsel“ das jenseitige Ufer gewonnen — wohl der einzige Feldherr der Weltgeschichte, dem zweimal der Übergang über die Donau im Angesicht des Feindes glückte.

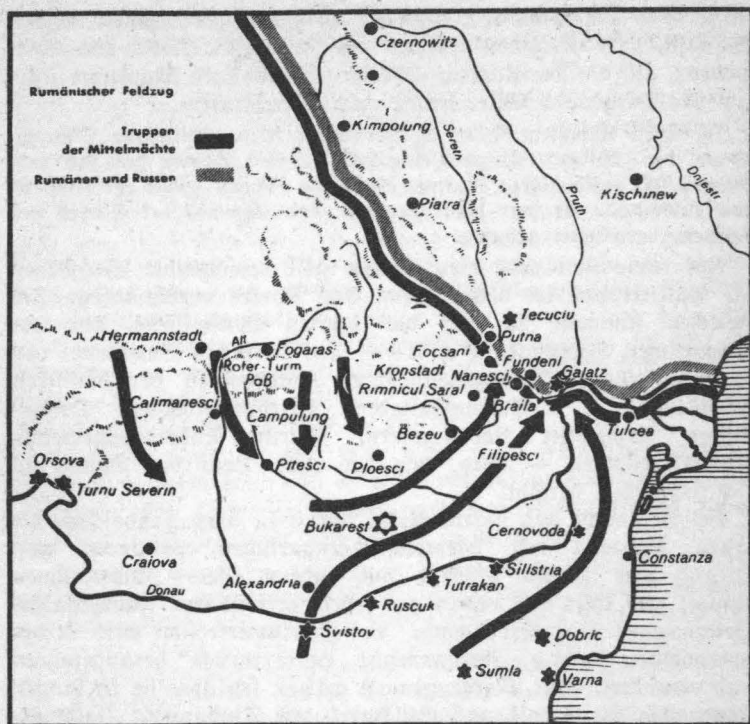
Sein Ziel ist jetzt, in der weiten Ebene der Walachei, die Vereinigung seiner Donau- mit der Siebenbürger Armee, und von dort ist General v. Falkenhayn schon in siegreichem Anmarsch, nachdem er sich den Durchzug durch den wilden Szurdutpaß erstritten hat.

„24 Kilometer lang führte der Engpaß durch das Gebirge“, schildert der Generalstab. „Auf der einen Seite stieg die Felswand steil hinauf, auf der andern ging es jäh zum reißenden Zinsfluß hinab. An manchen Stellen konnten noch nicht zwei Fahrzeuge aneinander vorbeifahren. Wo ein Wagen die Marschkolonne den Vorschriften zuwider verließ, wurde er ohne Erbarmen in den Fluß geworfen.“

Das württembergische Gebirgsbataillon und pommerische Grenadiere voraus, windet sich der Heerwurm aus den Bergen. „Der Szurdutpaß“, schreibt Hauptmann Vogel, „hallte wider von dem Getrappel des Kavalleriekorps. Der Durchbruch war gelungen. Die Verfolgung konnte beginnen.“

geb. 1884, gefallen 7. November 1916
Juli 1916

28. November
1916 4 Uhr
morgens



15. bis 17.
November
1916

Verzweifelt wirft der Rumäne in den Kämpfen am Jiufluß, bei dem Städtchen Targa Jiu, seine Truppen unmittelbar aus den heranrollenden Eisenbahnwagen in das vernichtende deutsche Feuer.

Von seinem 15. Infanterieregiment bleiben 80 Gefangene übrig. Die andern Tausende tot und wund.

Umsonst! Neuer Rückzug hinter den hoch angeschwollenen, zwischen steilen Felsenufeln schäumenden Altfluß. Über den kam der Deutsche nicht! Schon ist die eine Brücke von vorausgaloppierenden deutschen Reitern im Sturm genommen.

Rückwärts! Rückwärts! Der Rumäne zieht sich auf seinen letzten Flußabschnitt, den des Argesch, zurück, nur noch einen Tagesmarsch von Bukarest. Furchtbar umklammern ihn, selbst noch voneinander getrennt, von Norden und Westen her Falkenhayn, von Süden und Südwest Wladenscu.

„Die Entscheidungsschlacht nahte“, schreibt der Generalstab des Feldheeres, „der Anfang vom Ende brach herein. Auf einem Halbbogen zusammengepreßt mußten Rumäniens Heere den ent-

scheidenden Schicksalstag erwarten.“ Der Tag der Doppelschlacht am Urgesch, in der Donau- und Siebenbürger Armee sich die Hand reichen.

1. bis 3.
Dezember 1916

Eine gewaltige Kraftprobe für Feldherrn und Truppe: solch eine Vereinigung in währender Feldschlacht! Wild schwankend die Kämpfe am 2. Tag. „Rettet euer schönes Vaterland vor den Horden der Barbaren [!]“ hat, in einem Aufruf vor dem Kampf, der rumänische Generalissimus seine Walachen und Moldavaner beschworen. Der 3. Tag steigert sich für die Mittelmächte zur siegreichen Schlacht, in der nur leider die beiden deutschen Heere sich zu einer Einheitsfront statt zu dem erstrebten Canna zusammenschieben. So kann sich die rumänische Hauptmacht, wenn auch bös zerzaust, in wildem Wirrwarr nach Nordosten retten.

„Fahrzeuge und Geschue galoppieren“, schildern es die Mittkämpfer, „Infanterie eilt in wildem Lauf. In wustem Wirrwarr pressen sich in den Dorfassen zerhockene Fahrzeuge, Geschue und tote Pferde über gefallenen Rumänen zusammen. Unterdessen hämmert die bayerische Artillerie in die zuruckflutenden Massen. Die bayerischen Maschinengewehre rattern ununterbrochen. Infanterie, Reiterei, Artillerie, Kolonnen, alles wird rettungslos zusammengeschoffen. Schaurig sieht das Schlachtfeld aus. Überall zeugen hohe Berge von Leichen von der Wirkung unserer Feuerwaffen. Nun bewegt sich eine lange Marschkolonne hervor. Ist es heller Wahnsinn, der den Feind noch einmal zum Angriff treibt? — — — Weie Tücher wehen und flattern — ganze Bataillone marschieren heran zur Übergabe!“

60 000 Gefangene allein auf diesem Kampfplatz. Im ganzen weit über 100 000. Unzählige Tote und Verwundete. Die Masse der rumänischen Heere in kopflosem Rückzug nach der Moldau. Die Hauptstadt vor dem Fall. Der Ministerpräsident Bratianu im Nervenzusammenbruch. Das Königspaar und alle Großen Hals über Kopf geflüchtet — so endet der Versuch des Balkanleinstaaates, das Deutsche Reich zu töten.

Entsprechend ihrem wirklichen Kulturstand — nicht der Pariser Friedensbemalung — hatten die Rumänen bei Kriegsausbruch dem f. u. l. Gesandten Grafen Czernin nicht, wie gesittete Völker, die Pässe zugestellt, sondern ihn nach ehemaligem Turkenbrauch mit seinem ganzen Personal und 150 Österreichern und Ungarn, darunter zahlreiche Kinder (!) in einem für 20 Menschen berechneten Haus interniert. „Das uns gebrachte Essen wurde immer schlechter und weniger“, berichtet der Diplomat, „und schließlich schnitten sie uns die Wasserleitung ab. Bei der tropischen Temperatur entstanden dadurch binnen 24 Stunden unhaltbare Zustände. Die Ausdünstungen ließen sofort einige Menschen unter hochgradigem Fieber erkranken, und weder ein Arzt noch eine Apotheke war zu erlangen.“

Ehe er endlich über Rußland heimkehren konnte, erlebte Graf Czernin die Z e p p e l i n a n g r i f f e auf Bukarest, die den Rumänen den ersten Begriff vom Kriege beibrachten.

„Borige Nacht ist der Zeppelin doch gekommen“, schreibt er in sein Tagebuch, „und gleichzeitig begannen alle Kirchenglocken zu läuten. Und plötzlich wird es ganz still und finster. Wie ein großes, böses Tier zieht sich die Stadt zusammen, still und verbissen. Nirgends ein Licht oder ein Laut. Plötzlich hört man ihn. Ganz deutlich hört man die Schrauben mahlen. Und da fällt auch die erste Bombe. Wie ein Windstoß hört es sich an, wie sie durch die Luft saust, und dann das Krachen der Explosion. Und wieder kracht es von allen Seiten und bellen die Maschinengewehre den freundlichen Mond an. Dann wird es still! Langsam verblassen die Sterne. Irgendwo weint ein Kind. In der Stille dieses Morgens klingt dieses Weinen unendlich traurig — das Echo von Millionen, die dieser fürchterliche Krieg in die Verzweiflung getrieben hat.“

Dieser Luftries über Bukarest war der aus einem bulgarischen Flughafen gekommene und noch öfters wiederkehrende „Z 181“.

„Wie rasend feuern die Abwehrbatterien“, schildert der Erste Offizier des „Z 181“ den Überfall. „In ohnmächtiger Hast jagen die Scheinwerfer am Himmel. In allen Fugen des Schiffes scheint es zu krachen. Aus unzähligen Rohren blüht es unter uns auf. Wir sind mitten über der Stadt. Im Pendelfernrohr fliegen die Ziele vorüber. Ein Drud auf den Knopf des Abwurfapparats, und jedesmal saust eine schwere Bombe in die Tiefe. Die schützende Nacht nimmt ‚Z 181‘ auf. Fast drei Viertelstunden war das Schiff über der Stadt. Die wie ein wogendes Meer aufgewühlte Luft kommt langsam zur Ruhe. Wir sind aus der Hölle von Bukarest heraus. Hell schimmern unter uns die Wellen der Donau. Das bulgarische Ufer winkt uns freundlich einladend mit seinem gastlichen Gestade.“

Bukarest wurde bombardiert, weil es eine Festung mit einem Gürtel von Außenforts war. Aber der Portrab der nun, nach der Schlacht am Urgesch, heranziehenden Kriegsvölker der Mittelmächte hat abgesehen zur Geisterzeit im Handstreich ein Bollwerk gestürmt. Fast kampfflos betreten im Morgenrot die deutschen Feldgrauen von der Alexanderkaserne und dem Arsenal her die lange, menschenleere „Siegesstraße“ der Landeshauptstadt.

Noch weit über Bukarest hinaus bis zum Donaudelta und dem wichtigen Getreidehafen Braila geht der Stoß der deutschen Riesenfaust. Dann gebietet der Winter Ruhe. Der Russe war dem Rumänen zu matt und zu spät zu Hilfe gekommen. Der Engländer hatte in seiner Weise geholfen. Er hatte in der Gestalt des Obersten Thomson die Rumänen gezwungen, nach dessen sachkundiger Anweisung ihren kostbarsten Besitz, die Petroleumbohrlöcher von Ploesti, zu zerstören, die Raffinerieanlagen in Brand zu stecken, die Sonden zu verstopfen. Ein Teil blieb trotz dieses Freundesdienstes erhalten.

Zum Glück verfügten die Mittelmächte außerdem über die reichen galizischen Erdölquellen. Trotzdem sagt Ludendorff: „Wie sollten wir ohne das Getreide und Öl Rumäniens leben und

6. Dezember
1916

4. Januar
1917

Krieg führen?“ Einen gewaltigen Schritt vorwärts sieht er, „um weiter leben zu können, in dem Sieg über Rumänien“, das bei seiner militärischen Minderwertigkeit wahrscheinlich schon zu Galtenhanns Zeiten leicht zu entwaffnen, ja sogar auf seiten der Mittelmächte zu drängen gewesen wäre.

Das Hindenburgprogramm

Es gibt ein physikalisches Gesetz: „Schrecken vor der Leere“, Drang jeder Materie, leeren Raum mit sich selbst zu füllen.

Es gab eine solche gähnende Leere in Deutschland: die Willenlosigkeit der Reichsregierung.

Es gab eine solche gewaltige Materie in Deutschland: den Kriegswillen des Reichsheeres, verkörpert in Hindenburg und Ludendorff.

Aus dem Donner der Front zuckte jetzt der Blitz dieses Kriegswillens in das Nebelgrau, das Bethmann-Hollwegs matte Müde über Deutschland legte.

„Hol' man den Beth weg!“ statt „Bethmann-Hollweg“ — hieß es schon lange im Volksmund. Schrecklich die ratlose Gegenfrage: Wer an seiner Stelle? Er war ein Typ: der nüchterne, peinlich pflichttreue, übergewissenhafte Beamte! Solche hatten wir viele! Aber wo ein Feuerkopf wie Lloyd George, ein „Tiger“ wie bald in Frankreich Clemenceau, eine Brandsfadel wie in Italien d'Annunzio, jener ein Rechtsanwalt, dieser ein Arzt, der letzte ein Dichter! Solche Außenseiter wären von dem geregelten Mechanismus des deutschen Mandarinentums nur als störende Fremdkörper empfunden worden! Es mußten die beiden überlebensgroßen Außenseiter in Feldgrau kommen, um gegen den englischen Wirtschaftskrieg die deutsche Kriegswirtschaft zu retten.

Kriegswirtschaft? Sie arbeitete ja: dies ganze Jahr hindurch waren ja die Kriegesgesellschaften, die Kriegsstellen, die Kommunalverbände wild ins Kraut geschossen.

Diese seelenlosen Behörden erfaßten. Aber sie erzeugten nicht. Sie verteilten. Aber sie vermehrten nicht. Sie bestrafte. Aber sie ermunterten nicht. Sie lähmten den Willigen im Wirtschaftsleben durch mißtrauische Schnüffelei, Sperrposten an den Bahnhöfen, aufgerissene Postsendungen, durchstöberte Kudsäcke, ewige Verbotmühle mit dem Jahr Gefängnis und den 10 000 Mark Geldstrafe. Der grüne Tisch sah keine sittlichen Mächte in deutschen Menschen, sondern nur zu bevorzugende Untertanen.

Dagegen nun der gewaltige Gedanke des Hindenburgprogramms — weit über den militärischen Bereich des Führers im Feld die führerlose Heimat umfassend: ganz Deutschland ein einziger großer

Schützengraben der Kriegsverforgung. Die ganze Heimat hinter dem Heer. Mit Menschen und mit Mitteln.

Schon gingen die 19jährigen an die Front. Aber die 46jährigen konnten daheim machen, was sie wollten. Alle Frauen waren frei von öffentlichen Pflichten.

Zu diesen Männern über die Mitte 40, die als freie Arbeiter — sogar in Form von Streiks — sich durch die Gewerkschaften hohe Tariflöhne sicherten, kamen die noch Dienstpflichtigen, aber für kriegswichtige Betriebe daheim „Reklamierten“, die dort ihre Einkünfte ebenfalls nach dem Gesetz von Nachfrage und Angebot regelten. Die Kriegsindustrie aber überbot sich in hohen Löhnen, da auch die Heeresverwaltung, wenn sie nur rasch und gut das Nötige erhielt, gar nicht erst nach den Preisen fragte und fragen konnte. Oft blieb sogar der Preis bis zur Ablieferung der Fertigwaren offen, zumal wenn das Rohmaterial zu vorher nicht zu berechnenden Risikoprämien aus dem neutralen Ausland kam, Schiffe mit schwedischem Schwefelkies an der holländischen Grenze „strandeten“ und die Ladung dann zu Lande, von der englischen Blockade ungestört, ihren Weg nach Deutschland fand.

„Die Einführung der Arbeitsdienstpflicht hatte große sittliche Bedeutung“, schreibt Ludendorff. „Sie hätte auch den großen praktischen Vorteil gehabt, daß das Reich die Löhnungsverhältnisse der Arbeiter in die Hand bekam. Es war eine der stärksten Ungerechtigkeiten dieses Krieges und mußte von dem Soldaten auch so empfunden werden, daß er, der sein Leben täglich in die Schanze schlagen mußte, viel schlechter stand als ein Arbeiter, der in gesicherten Verhältnissen leben konnte. Während dieser für sich, Frau und Kinder verdiente, mußte er mit Sorge an seine Zukunft und an seine Familie denken. Der Drang aus dem Heer in die Heimat, der schon in dem Gefühl der persönlichen Sicherheit seine Erklärung findet, befah in dem Familiengefühl eine ideale Grundlage.“

Eine Entlastung brachten der deutschen Heimarbeit nur die zahllosen unbesoldeten russischen Kriegsgefangenen, ohne die die deutschen Felder nicht hätten bestellt werden können. Genügen konnte dies primitive Menschenmaterial nicht.

So entstand — stark, groß, kurz und bündig — der Entwurf des „*B a t e r l ä n d i s c h e n H i l f s d i e n s t e s*“: Wehrpflicht für alle deutschen Männer vom 15. bis zum 60. Lebensjahr, allgemeine Dienstpflicht für deutsche Frauen.

Um Gesetz zu werden, brauchte der Entwurf die Zustimmung der Mehrheit des Reichstags, das heißt der Linksparteien und der hinter ihnen stehenden Gewerkschaften.

Der Deutsche Reichstag von 1913! Diese Sammlung meist mittelmäßigster Köpfe war nach ihrer ganzen Zusammensetzung geistig und moralisch in ihrer Mehrheit unfähig, eine Sache um ihrer selbst willen zu tun! Was dem Reichstag vor die Finger kam, betrachtete er wie selbstverständlich nicht sachlich, sondern als ein Schacherobjekt zwischen den Parteien und der Regierung, um für die Interessen der eigenen Wähler. unbedümmert um das Ganze, möglichst

viel herauszuschlagen. Wichtiges vermag er nicht von Nichtigem zu unterscheiden. Den Wert der Zeit kennt er so wenig wie ein Kind. Darunter litten damals schon die maßgebenden Männer.

„Andererseits“, schreibt der Reichsinnenminister Helfferich, „lehnte sich mein an praktische Arbeit gewöhnter Sinn gegen die Arbeitsmethoden des Reichstags auf, der immer wieder in endlose Debatten und öde Parteipolitik zurückfiel, während draußen Stunde für Stunde um Leben und Tod der Nation gerungen wurde und uns allen die Not des Vaterlandes auf den Nägeln brannte.“

Und Hindenburg: „Das Gesetz kam schließlich zustande auf dem Boden innerpolitischer Handelsgeschäfte, nicht aber auf dem tiefgehenden der vaterländischen Stimmung.“

Wenn es nur die unentwegten Meinsager gewesen wären! Bei denen wußte man wenigstens, woran man war. Das Schreckliche waren, wie immer in großen Zeiten, die Männer der Mitte, die ewig Halben, die zwischen Einsicht und Schwäche Schwankenden, deren weiches Denken die Dinge umbog, ihnen Wert und Wirkung nahm. „Die Lage ist verzweifelt, aber nicht ernst!“ ließ der Wiener Witz diese Wohlmeinenden orakeln. Sie taten auch hier ihr Werk.

Der Reichstag nahm das Hilfsdienstgesetz an. Mit 235 gegen 19 Stimmen der „Unabhängigen Sozialdemokraten“ (U-Sozialisten), die sich schon früher von der marxistischen Hauptpartei getrennt hatten.

2. Dezember
1916

24. März 1916

Aber wie sah das Gesetz aus? Die Jugendlichen zwischen 15 und 17 waren aus ihm verschwunden — gerade die unreifen, leicht zu verhegenden Jahrgänge, auf die der Staat besonders seine väterliche Hand hätte legen sollen! Von den Frauen war überhaupt nicht mehr die Rede! Die jungen Fabrikarbeiterinnen der kriegswichtigsten Betriebe konnten streiken, von der Arbeit ausbleiben, sie durch unnötigen Stellenwechsel stören, wie sie wollten! Aber auch den männlichen Arbeitnehmern gestattete auf Drängen der Sozialdemokratie Paragraph 9 die Kündigung zwecks „angemessener Verbesserung der Arbeitsbedingungen“ — mit andern Worten geradezu ein Anreiz zu Arbeitseinstellung und Lohn-treiberei und damit zu neuer Ungerechtigkeit gegenüber dem Schützengraben — genau das, was durch den Entwurf vermieden werden sollte.

„Das Hilfsdienstpflichtgesetz“, urteilt Ludendorff, „war nicht Fisch noch Vogel, wir hatten etwas Ganzes gewollt. Dieses Gesetz war in Pragis nur ein Wechselbalg.“

Ein neuer Orden aus Anlaß des Gesetzes: das graue achtspizige Verdienstkreuz für Kriegshilfe am schwarzweißgestreiften, rotgeränderten Band.

Entlastet wurde das Heer durch das neue Heimataufgebot nicht. Im Gegenteil: es mußte in diesem Winter 125 000 Mann — eine ganze Armee — aus der Front als Facharbeiter in die Fabriken des Hinterlandes abgeben. Später wieder, mitten in neuen blutigen Kämpfen, 50 000 Bergleute in die deutschen Kohlenreviere.

Denn das Hindenburgprogramm umfaßte nicht nur das Aufgebot aller Menschen, sondern auch aller Mittel für den Krieg, und

1916/1917

Mai/Juni
1917

1. November
1916

nur für den Krieg. Die ganze deutsche Industrie, soweit sie nicht unmittelbar der Volksernährung diene, sollte sich auf den militärischen Kampf um das Dasein einstellen, alle nicht kriegswichtigen Betriebe stillgelegt oder in kriegswichtige umgestaltet werden.

Es wird das „Kriegsamt“ errichtet und General Groener, dem Chef des Feldeisenbahnwesens, übertragen. Er genießt — darauf legt man schon Wert — das Vertrauen der Gewerkschaftssekretäre und wird diese Verbindung bald noch enger gestalten. Das Kriegsamt umfaßt ein Ersatz- und Arbeitsdepartement, die bisherige Kriegsstoffabteilung und die neue „W u m b a“, das Waffen- und Munitionsbeschaffungsamt.

Alle Energie der deutschen Kriegsführung auch in der Führung der deutschen Kriegswirtschaft: Kohlen! Viel mehr Kohlen! Trotz der polnischen, belgischen, französischen in unserem Besitz befindlichen Gruben! Kupfer für die Führungsringe der Granaten aus Serbien, Holz für die Schützengräben aus Rußland, Petroleum und Benzin aus Rumänien, Maschinen und Maschinenteile aus dem belgischen und dem russisch-polnischen Industrieviertel. Flachsbau aus Litauen. Mit den Hilfsmitteln und Rohstoffen der eroberten Länder, selbst mit den eingeschmolzenen Kirchenglocken der Heimat, wächst in Deutschland die Kriegsindustrie des Hindenburgprogramms aus dem Boden.

Und doch sah sich auch dieses gigantische Vorhaben bald und immer wieder an den Grenzen des noch Möglichen. Die Unterlassungssünden des Friedens waren nicht mehr gutzumachen. Nur zum Teil noch nachzuholen die erst wirtschaftliche, dann seelische Tatenlosigkeit der Reichsregierung in den beiden ersten Kriegsjahren und jetzt eben noch die sträfliche Kurzsichtigkeit des Reichstags. Die zur Kriegsführung nötigen Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Heimat überstiegen alles Menschenmögliche.

Wer, wie der Verfasser, sich in dieser Zeit öfters in Kriegsbetrieben befand, hörte immer wieder den Stoßseufzer: „Wir können Lokomotiven oder U-Boote oder Flugzeugmotoren herstellen, aber nicht alles zugleich!“

Zu der wirtschaftlichen Mobilmachung hätte jetzt auch eine politische kommen müssen! Es hätte dem deutschen Heer und dem deutschen Volk ein klar erkennbares und erreichbares Kriegsziel gezeigt werden müssen, in dem sich Denken, Wollen, Handeln des ganzen Vaterlandes einen konnte. Das wäre schon lange eine Aufgabe der Reichsregierung gewesen. Mit anderen Worten: ein „Hindenburgprogramm“ universeller, nicht nur industrieller und materieller Art. Es geschah nichts.

Man konnte den Reichskanzler v. Bethmann niemals so bleich im blauen Dragonerroch, nervös an den weißen Handschuhen zupfend, sehen als beim Aussteigen auf der Rampe des Reichstags, wenn drinnen

Anfragen wegen der Kriegsziele aus der Mitte des Hauses drohten. Jede öffentliche Erörterung der Kriegsziele war durch Zensur verboten. Aber in dem „hohen“ Hause — was darin hoch war, weiß der Himmel! — erfreuten sich die Abgeordneten der Immunität, und der jüdische Abgeordnete Hugo Haase, bis dahin Vorsitzender der Sozialdemokratischen Partei, tobte unter allgemeinem Tumult gegen die „Kriegsverlängerer“. Ebenso stimmte der Abgeordnete Friedrich Ebert, der spätere Reichspräsident, im Namen der sozialdemokratischen Fraktion mitten im Krieg gegen den Etat des Deutschen Reichs, weil das Klassenwahlrecht in Preußen noch nicht abgeschafft sei!

War ein ehrenhafter Frieden vorerst nicht zu erhalten — und so war es in der Tat —, dann mußte man das dem Volk offen sagen, um seinen Widerstand zu stählen. Aber man durfte nicht einfach schweigen. Man mußte eine öffentliche Meinung bilden. Sonst führten die Maße des Weltkrieges zu Mißverständnissen.

Sehr schwer zum Beispiel, den Nichtmilitär davon zu überzeugen, daß wir im Osten keinen Angriffskrieg führten, sondern die Bodenschätze der eroberten Ländermassen gegen die Wirtschaftsblockade des Westens als das tägliche Brot brauchten. Oder eine Dame: „Wir haben doch seit Jahren ganz Belgien besetzt. Einen Teil Frankreichs. Wir haben also doch gefiegt!“ Und schwierig die Umgehung der einzigen eigentlich richtigen Antwort: „Deutschland ist ein Mann, der gleichzeitig pflügen, schmieden und fechten soll! Das Dreifache von dem, was Menschenschultern tragen können, lastet auf uns!“

Natürlich sprudelte der öffentlich unterdrückte Gedankenaus-
tausch über die Kriegsziele überall wie Springquellen aus dem Boden. Soviel Menschen, soviel Meinungen. Die Beobachtung und in gewissem Sinne Überwachung des Kriegserlebnisses in der Heimat war Sache des **Kriegspressamts** mit der Chefstelle bei der Obersten Heeresleitung, dem Sitz in Berlin.

Das Kriegspresseamt — unter General v. Falkenhayn als Generalstabschef schon im Vorjahr gegründet — hatte 3 Abteilungen: eine Inland-, eine Ausland- und eine Oberzensurstelle. Es trug, seinem Wesen nach, keinen journalistischen, sondern einen wesentlich militärischen Charakter, wie es sich auch von Eingriffen in den Betrieb der einzelnen Zeitungen fernhielt. Natürlich vertrat es mit Entschiedenheit eine entschlossene Kriegsführung und Kriegspolitik, um so mehr noch, nachdem Feldmarschall v. Hindenburg die Leitung des Kriegs übernommen, und sah sich so bald einer Abwehrfront des Abgeordneten Erzberger, des „Berliner Tageblatts“, der „Frankfurter Zeitung“ gegenüber.

„Die Reichsleitung“, schreibt der Oberstleutnant B. Nicolai von der Abteilung III B des Generalstabs des Feldheeres, dem das Kriegspresseamt unterstellt war, „sah untätig zu. Sie verspielte ihre Autorität bei Behörden und Presse. Das Auswärtige Amt vernachlässigte die deutsche Presse und bevorzugte die ausländische. In Fragen der inneren wie der äußeren Politik wurde die Autorität der Reichsleitung Fangball zwischen Behörden, Presse und Parteien.“

geb. 1863,
von einem
Gefinnungs-
genossen vor
dem Reichs-
tag ermordet
1919
1871—1925

14. Oktober
1915

29. August 1916

Also auch hier wieder der Schrecken vor der Leere — der Zwang für den Soldaten, die Unfähigkeit der Wilhelmstraße auf einem ihm fernliegenden Gebiet auszugleichen. Gerade in diesem Jahr ein „politisches Lied“: Im Deutschen Reichstag, im Preussischen Abgeordnetenhaus, im bayerischen und sächsischen Landtag war stürmisch die Freigabe der Erörterung der Kriegsziele verlangt worden und, als Voraussetzung dafür, die Forderung der Militärzensur.

Die Reichsregierung hatte ihre eigene „Militärische Stelle im Auswärtigen Amt“ (M. A. A.) und eine Presseabteilung. Sie ließ das Kriegspresseamt der Obersten Heeresleitung über ihre wichtigsten politischen Vorhaben im dunkeln. Darob Briefwechsel zwischen Ludendorff und Bethmann-Hollweg: „Es blieb alles beim alten.“

Der amtlich gehemmte Drang nach Kriegszielen entlud sich unzusammenhängend, widerspruchsvoll da und dort. Versammlungen der Großindustrie in Berlin, mit dem gewaltigen Plan einer mitteleuropäischen Wirtschaftsgemeinschaft, die auch die belgischen Fabriksschlotwälder, die nordfranzösischen Gruben, die polnischen Industriegebiete sich eingliedern sollte. Offen hochverräterische, in unverantwortlicher Blindheit geduldete pazifistische Umtriebe der v. Gerlach, Foerster, Quidde. Ein Gewimmel von nicht ernst zu nehmenden Geschäftshubern im In- und Ausland. „Friedensexpeditionen“ prominenter Amerikaner, wie Henry Ford, in letzter Stunde, deren Europafremdheit man Rücksicht schuldig war. Sehr wichtig der Fünfsigerausschuß des Reichstags, der, außer den Militärstellen, allein wußte, wie es „draußen“ stand. Die Bundesfürsten selber wußten es nicht. Vertrauliche allwöchentliche Abendvereinigungen von Offizieren, Abgeordneten und sonstigen Leuten des Berliner öffentlichen Lebens — die eine am Potsdamer Platz, in der man häufig dem Grafen Zeppelin begegnete, ganz „Die Hindenburg!“ — eine andere in der Neustädtischen Kirchstraße wohl mehr im Geiste Bethmanns.

Eine ganz gefährliche Brutstätte aller nur erdenklichen Stänkereien war das politische Privatbüro des Zentrumsabgeordneten Matthias Erzberger in der damaligen Königgräzer Straße in Berlin. Dieser größte politische Schädling Deutschlands hatte seine Finger überall, namentlich aber in Wien und Rom. Von den zahlreichen Bürokräften, die der einstige schwäbische Schulmeister beschäftigte, waren über die Hälfte Ausländer.

So die Lage Deutschlands um die Jahreswende. Durch 2½ Kriegsjahre hatte die matte deutsche Politik nicht verstanden, die Siege der deutschen Strategie in diplomatische Erfolge umzumünzen. Sie begnügte sich damit, das herrliche, von Opferwillen glühende Heer vor immer neue Feinde, immer neue Feldzüge zu

Anfang
Januar 1916

1916/1917

stellen, und wenn wiederum durch schier unbegreifliche Hingabe und Kriegskunst noch einmal der Sieg errungen war, daheim, statt ihn auszunutzen, ihr letztes bißchen Entschlußkraft an jüdische Journalisten, margistische Volksverräter, mondfüchtige Parasiten, politische Kriegsgewinnler vom Schlage Erzbergers zu verlieren.

So konnte Ludendorff von diesem Jahresende schreiben: „Unsere Lage war ungemein schwierig und ein Ausweg kaum zu finden. Bei einem Hinziehen des Kriegs schien unsere Niederlage unausbleiblich. Beruhigendes lag nur in dem stolzen Gedanken, daß wir bisher dem überlegenen Gegner getrotzt hatten. Der Reichstanzler trat mit dem Vorschlag heran, den [feindlichen] Mächten einen Friedensantrag zu machen. Ich war damit durchaus einverstanden und innerlich froh, wenn ich auch in Einschätzung des Vernichtungswillens unserer Feinde dem Vorschlage gegenüber skeptisch blieb.“

1916

45

Das Friedensangebot

Die einzige — nicht Hoffnung — nur Möglichkeit für Deutschland, im Kampf gegen die Welt Luft, Ellbogenfreiheit, Rückenbedeckung zu bekommen, das ist eine Sinneswandlung des Zaren.

Nichts hatte Nikolaus II. in dem Kriege erreicht, in den er ein Held der Schwäche, seine Völker stürzte! Die weiten Gebiete der „Fremdstämmigen“, die Rußland seit den Tagen der „Alten Katharina“ unterworfen hat und, wie der Gletscher den Schutzwall der Moräne, vor seinem eigentlichen Nordreich her nach Europa hineinschiebt — Polen, Litauen, halb Lettland — sind an die Deutschen verloren. Der Österreicher hält. Der Kiesel der Dardanellen hält. Die Ostsee ist gesperrt. Der russische Riese sitzt im Kerker, hermetisch von der Welt abgeschlossen. Er fühlt sich aus Europa hinaus- und nach Asien zurückgedrängt. Er fühlt sich gedemütigt in seinem seit Jahrzehnten gezüchteten breitspurigen und barbarischen Größenwahn.

Gerade deswegen wollen nicht nur die „echt russischen“ Leute, sondern auch die westlich-liberal eingestellten Intellektuellen, die sich vor den Engländern und Franzosen schämen, die Fortsetzung des Kriegs.

Krieg reimt sich nur auf einer Seite auf Sieg. Und die ist hier die deutsche. Ist für Rußland der Sieg nicht zu erringen, dann wenigstens ein Frieden, der Rußlands Ehre rettet! Ein Frieden, bei dem es seinen Friedensbestand an Länderumfang wahrte. Seine Einbuße an Menschen kann es verschmerzen. Die wachsen nach.

255

Unmöglich aber ist, weil dies den Zaren seinen ohnehin schon wankenden Thron kosten würde, ein Verzichtsfrieden mit der Abtrennung Kongreßpolens von Rußland oder gar der Ausrufung eines unabhängigen polnischen Königreiches. Sein Monarch müßte katholisch sein — wahrscheinlich ein Habsburger oder Wittelsbacher, wenn nicht ein Mitglied des polnischen Hochadels — und sich ebenso dem Einfluß der orthodoxen Romanows wie der protestantischen Hohenzollern entziehen. Da Posen und der polnische Teil Westpreußens natürlich beim Deutschen Reich verbleiben sollte, ist mit dem sofortigen Aufklammen einer sarmatischen Irredenta und Zusammenstoßen Preußens mit dem neuen Nachbarstaat zu rechnen, der sich der „unerlösten Brüder“ drüben annimmt. Andererseits werden die in Österreich mächtigen galizischen Polen das neue Staatsgebilde immer enger an das Donaureich heranziehen, dadurch das uns blutverbundene Deutschtum Österreichs schwächen und die uns befreundeten Madjaren mit neuer Slawengefahr bedrohen!

Die Verkündung eines Königreiches Polen ist also ziemlich das Dummste und Schädlichste, was man vom deutschen Standpunkt aus tun kann. Aber es ist eine halbe Maßregel und schon darum nach dem Herzen Bethmann-Hollwegs. Er entfaltet eine ganz ungewohnte Energie, um nach dem „Unrecht an Belgien“ seinen zweiten verhängnisvollsten Fehler als Staatsmann zu begehen. Er erreicht es: das von den Mittelmächten besetzte Russisch-Polen wird zum Königreich ausgerufen.

Die Heeresleitung? Ein schwerwiegender Irrtum des deutschen Generalgouverneurs in Warschau v. Beseler: er glaubt — unfaßlich für jeden, der Polen auch nur oberflächlich kannte, — gleich nach Gründung des Königreichs ein polnisches Nationalheer von 2, 3 Armeekorps in die Fronten der Mittelmächte einreihen zu können. Allerdings kämpfte Josef Pilsudski, der spätere Marschall, damals noch auf seiten Österreichs. Aber die polnischen Emigranten in Paris, an der Spitze Ignaz Paderewski, waren auch nicht untätig. Massen von Fahnenflüchtigen traten als Polnische Legion an der Westfront in die Reihen der Entente. Feldmarschall Conrad von Höhendorf, der Österreicher, kannte die polnische Seelenverfassung. Er warnte vor der Aufstellung einer Armee in Polen — und behielt recht. Wenige meldeten sich. Sie warteten alle auf die Entente und auf das ganze Polen. Schließlich schwenkte auch Pilsudski in die gegnerische Front ein.

In der russischen Reichsduma aber mußte unter dem Geheul der Linken „Nieder, nieder mit dem Verräter!“ der Ministerpräsident Stürmer — trotz seines deutschen Namens ein Vollrusse — von der Tribüne flüchten und vom Amt zurücktreten! Es war jetzt dank Bethmann sicher, daß der Krieg mit Rußland weiterging, das

4. November
1916

1867—1935

geb. 1860

1848—1917

28. November
1916

gerade eben durch eine neue Bahn längs der Murmanstischen Küste bis zum Nördlichen Eismeer sich eine, wenn auch schwierige, Munitionsverbindung nach dem Westen geschaffen hatte. Tausende von deutschen Kriegsgefangenen sind bei dem Bau dieser Bahn dem eisigen Klima, dem Hunger und der Zwangsarbeit erlegen.

Ein Fanal in Wien! Im Speisesaal des Hotels „Weißl und Schadn“ am Graben erschießt der Sohn des Sozialistenführers und Juden Viktor Adler, des späteren Außenministers, den Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh. Die fast ungesühnt bleibende Mordtat dieses jungen Friedrich Adler — das ist der erste Rottkoller des Austromarxismus. Ein furchtbares Zeichen österreichischer Zukunft . . .

1852—1918
21. Oktober
1916

In den Todeschuß feierlich die Totenglocke von St. Stefan und von allen Kirchen Wiens: Kaiser Franz Joseph ist nicht mehr. Nahe den 90 ist er dahingegangen. Mit ihm stirbt das alte Österreich. Stirbt der Habsburgergedanke, der allein noch die bunte Musterkarte der Menschheit zwischen dem Bodensee und Montenegro zusammenhielt.

21. November
1916

„Die beiden Kaiser in der Kapelle der Hofburg an dem Sarg in stillem Gebet kniend“, schildert General v. Cramon, „die kaiserlichen Leib- und Trabantengarden in ihren historischen Uniformen — dies alles wirkte ergreifend. Die alte spanische Hofetikette trat in das volle Licht ihres Pomps. In der Kapuzinergruft, wo so viele der österreichischen Kaiser schon schlummern, wurde Franz Joseph I. zur letzten Ruhe beigelegt.“

In dem tschechischen Städtchen Brandeis an der Elbe, ganz dicht bei Prag, stand in Friedenszeiten das uralte, schon 1663 errichtete k. u. k. 7. böhmische Dragonerregiment und in dem Regiment als Rittmeister Erzherzog Karl Franz Joseph von Österreich. Ein Jahr vor dem Krieg war er als Major in das 39. ungarische Infanterieregiment in Brod an der Save und Debreczin gekommen, das den Namen des Freiherrn Conrad von Höhendorf trug.

1887—1922

Niemand machte bis dahin viel Wesens um den jungen Prinzen. Er hatte nicht die nächste Anwartschaft zur Krone Habsburgs, sondern sein Vatersbruder, der Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand, morganatisch allerdings, vorläufig ohne Erbfolgerecht seiner beiden jungen Söhne, vermählt, aber, erst zu Anfang der Fünfzig, in voller Rüstigkeit.

Plötzlich das Blut von Serajewo, die Glut des Weltkriegs. Erzherzog Karl, noch nicht 30jährig, der künftige Herrscher der Völker Habsburgs, im Krieg zuletzt Kommandant des 20. Armeekorps in Tirol. Nun plötzlich der letzte Kaiser von Österreich, König von Ungarn.

21. November
1916

„Kaiser Karl war als Knabe wenig begabt, schwerfällig, aber gutmütig und mitfühlend“, schildert ihn der österreichische General Krauß. „Er war leicht zu leiten und zu beeinflussen und dem Guten zuzuwenden.“

Niemand kümmerte sich um die Erziehung des Prinzen für den Thron. Sein Vater [der ausschweifende Erzherzog Otto] war wohl am wenigsten geeignet, guten Einfluß zu nehmen. So tritt bei Kaiser Karl neben dem zweifellos vorhandenen Willen, das Beste zu tun, eine Reihe von Charakterzügen hervor, die nur auf das Schuldkonto der Umgebung gesetzt werden müssen.

Das gute Herz und die Gutmütigkeit sind dem Kaiser geblieben. Es war sein größtes Streben, Gutes zu tun, Freude zu bereiten. Dazu gehörte die schrankenlose Verleihung von Orden. Als der Kaiser eben eine niedere Adelsfamilie in den Grafenstand erhoben hatte, äußerte ein in ähnlichen Familienverhältnissen Stehender, er habe ebensoviel Anspruch auf den Grafentitel. Als dies dem Kaiser hinterbracht wurde, sagte er: „Was? Graf will er werden? Aber ja!“

Aus diesem „goldenen Wiener Herzen“ heraus versuchte Kaiser Karl sogar alles Ernstes die in vollem Abfall begriffenen Tschechen zu versöhnen. Im Gefängnis in Wien befanden sich, wegen Hochverrats zum Tode verurteilt, einige ihrer Führer, Dr. Karl Kra-marusch, Dr. Raschin, ein Redakteur, ein Beamter. Außerdem die Frau des Politikers Eduard Benesch und die Tochter des späteren Präsidenten der Tschechoslowakei Thomas Masaryk. Ein Gnadenakt des jungen Kaisers wandelte die Todesstrafe in Kerkerhaft, die Freiheitsstrafe in Freiheit.

Neue Männer. Von ragenden Köpfen war der jenseits der Leitha allmächtige ungarische Ministerpräsident, der wilde und kriegerische Vollblutmadjar Graf Tisza, noch nicht zu stürzen. Aber Feldmarschall Conrad von Höhendorn tritt von der k. u. k. Heeresleitung zurück und übernimmt die Front in Tirol. Minister des Äußeren wird Graf Ottokar Czernin, ein böhmischer Grande und gewiegter Diplomat.

„Ein kluger und weltgewandter Mann“, beurteilt ihn Ludendorff, „eine gebildete und lebenswürdige Persönlichkeit und der Wilhelmstraße weit überlegen. Er suchte den Frieden, jedoch nur in Gemeinschaft mit Deutschland. Er erwies sich dabei als ungemein geschickter Sachwalter der Donaumonarchie. Gegenüber seinem kaiserlichen Herrn trat er mit ruhiger Sicherheit auf.“

Die Franzosen haben ihren Generalissimus, den „Papa“ Joffre, plötzlich abgesägt. Aber sein Nachfolger bei den Nordarmeen, der General Robert-George Nivelle, wird im nächsten Jahr bei seinen Truppen der „Blutsäufer“ heißen! Nirgends ist beim Feind ein Nachlassen des Kriegswillens zu spüren. Und doch geht jetzt eben das Wort „Friede“ durch die Welt . . .

Schon im Frühjahr hatte der Präsident der Vereinigten Staaten Wilson in einer Ansprache an die Amerikanische Friedensliga feierlich als Prophet des künftigen Völkerbundes (das heißt der Versailler Organisation zur Fortsetzung des Weltkrieges im Frieden) die Worte gesprochen: „Erst dann, wenn die großen

Staaten der Welt einen brauchbaren Weg zu gemeinschaftlichem Handeln gefunden haben — erst dann können wir die Empfindung haben, daß die Kultur endlich dabei ist, ihr Dasein zu rechtfertigen.“

„Diese Rede“, urteilt der deutsche Botschafter in Washington, Graf Bernstorff, „zeigt alle Merkmale der Rhetorik Herrn Wilsons: glänzende Beherrschung der englischen Sprache, blendende Fülle der Worte und nebelhafte Saggildung, welche nur Eingeweihten das Ziel klar zeigt.“

Zu den „Eingeweihten“ hat der „ewige Deutsche“ nie gehört! Noch im Zusammenbruch des Krieges und Reiches ließ er sich durch Wilsons heuchlerisches Lippenwort und seine 14 Punkte betören!

Von da ab sah man 6 lange Monate nichts mehr von der amerikanischen Taube mit dem Ölzweig. Professor Woodrow Wilson war bis in den Spätherbst zu sehr mit seiner Wiederwahl beschäftigt. Das amerikanische Volk sicherte sich ihn dann auch für die nächsten 4 Jahre.

Aber auch jetzt behielt er einen von ihm verfaßten Friedensvorschlag vorläufig in der Schublade. Die Zeit verrann. Kaiser Wilhelm entschloß sich, an Stelle Wilsons zu handeln.

„Den Vorschlag zum Frieden zu machen, ist eine sittliche Tat“, schreibt er an den Reichstanzler. „Zu einer solchen Tat gehört ein Herrscher, der sich Gott verantwortlich fühlt. Ich habe den Mut, ich will es auf Gott wagen.“

6 Wochen später übergab die Reichsregierung den Berliner Vertretern der neutralen Mächte das deutsche Friedensangebot mit der Bitte um Weiterleitung an den Feindbund. Sein Hauptsatz lautete:

„Getragen von dem Bewußtsein ihrer militärischen und wirtschaftlichen Kraft, zugleich aber von dem Wunsch beseelt, den Greueln des Krieges ein Ende zu bereiten, schlagen die vier verbündeten Mächte vor, alsbald in Friedensverhandlungen einzutreten. Die Vorschläge, die sie zu diesen Verhandlungen mitbringen werden, bilden nach ihrer Überzeugung eine geeignete Grundlage für die Herstellung eines dauerhaften Friedens.“

Hätten wir besser getan, diese Vorschläge jetzt gleich in dieser Note genauer zu bezeichnen, um vor dem Gewissen der Welt die Gegner, falls sie sich trotzdem von vornherein von dem Verhandlungstisch fernhielten, als die wahren Friedensfeinde zu entlarven? „Diplomatisch“ wäre es nicht gewesen, voreilig seine Karten aufzudecken! Seelisch und sittlich vielleicht ein kühner Griff! Geholfen hätte es so und so nichts! Das bewies schon in den nächsten Tagen das Wutgeheul von Themse, Tiber, Seine und Nawa.

„Ein Manöver, um die Gewissen zu verwirren und die Völker zu demoralisieren!“ schreit am nächsten Tag in der französischen Kammer der Ministerpräsident Aristide Briand. „Ein hinterlistiger Schritt“, ruft

7. November
1916

31. Oktober
1916

12. Dezember
1916

18. Dezember
1916
1862—1932
18. Dezember
1916

der italienische Außenminister Sonnino den Abgeordneten zu. „Preussischer Militärdespotismus“, zeternd der britische Ministerpräsident Lloyd George. „Das Ziel“, brüllt der russische Minister des Äußern Pokrowsky, „das uns allen am Herzen liegt, die Vernichtung des Feindes.“

18. Dezember
1918

Die Presse der Entente rast wie eine Horde losgelassener Kettenhunde. Die „Alliance Israélite Universelle“ in Paris arbeitet mit Hochdruck. Der Großorient Paris der französischen Freimaurerlogen beschwört den früheren Großmeister Nathan des Großorientes Rom, allen Einfluß der dortigen Logen aufzubieten, um der italienischen Regierung den Rücken zu steifen!

18. Dezember
1918

Präsident Wilson ist verschnupft, daß ihm Deutschland mit dem Friedensaufruf zuvorgekommen ist. Er habe die Mittelmächte gewarnt, ihrerseits vom Frieden zu sprechen, da die Feinde dies als Zeichen von Schwäche ansehen würden — was wahrscheinlich richtig war. Nun zieht auch er sein Pferd aus dem Stall und sendet seine längst fertige Note — 6 Tage nach der deutschen — an die kriegende Welt in Waffen.

„Die konkreten Ziele, für die der Kampf geführt wird, sind niemals endgültig festgestellt worden“, heißt es darin, „aber, in allgemeinen Ausdrücken gehalten, scheinen sie die gleichen auf beiden Seiten. Bisher haben die verantwortlichen Wortführer auf beiden Seiten noch kein einziges Mal die genauen Ziele angegeben, die, wenn sie erreicht würden, sie und ihre Völker so zufriedenstellen würden, daß der Krieg nun auch wirklich zu Ende gefochten wäre. Vielleicht ist der Friede näher, als wir glauben. Vielleicht sind die Bedingungen, auf denen die beiden kriegführenden Parteien es für nötig halten zu bestehen, nicht so unvereinbar, wie manche fürchten.“

Die Welt hört die Wilsonschen Worte — dies seltsame Gemisch professoraler und, was Europa anlangt, wirklicher Weltfremdheit mit gewollter Unklarheit eines doch wieder streng doktrinären Denkens. Die Welt atmet auf. Die Welt hält den Atem an: Was wird die Entente antworten?

„Wall Street [das New-Yorker Bankenviertel] fürchtet nichts mehr, als daß Frieden ausbrechen könnte!“ lautet ein zynisches Schlagwort in den Vereinigten Staaten. Jetzt stürzen an der New-Yorker Börse die Kurse der Kriegsindustrie jäh in blinder Panik! Der Friede droht!

20. Dezember
1918

Wall Street kann sich beruhigen. Antwort der Entente auf Deutschlands Friedensangebot: Der Krieg sei gewollt, hervorgerufen und verwirklicht durch Deutschland und Österreich-Ungarn. Deutschland weiche listig der Sühne aus! Die alliierten Regierungen lehnen ab, sich mit einem Vorschlag ohne Aufmerksamkeit und Bedeutung zu befassen!

Noch hat die Entente die Möglichkeit, Wilsons Vermittlungsnote anzunehmen und wenigstens anzuhören, was Deutschland und seine Verbündeten zu sagen haben!

Nein!

Präsident Wilson erhält von den Alliierten geradezu eine moralische Ohrfeige!

In der freundschaftlichsten, aber klarsten Weise raten sie ihm, „selbst den blassen Anschein einer auch nur moralischen Unterstützung der verantwortlichen Urheber des Krieges zu vermeiden“! Unmöglich vorläufig eine Sühne „für die völkerrechtswidrige und grausame Kriegführung der Mittelmächte, die zu einem ständigen Hohn auf Menschlichkeit und Zivilisation geworden“.

Das schreiben die Nordbrenner in Ostpreußen, die Kinderwürger der Hungerblode, die Sklavenvögte betrunkener Negermassen in der Schlacht!

„Schallender“, schreibt Helfferich, „konnte die Friedenstür nicht zugeworfen werden!“

Dreimal klang in diesem Jahr — von dem Haupt der katholischen Christenheit — von dem Kaiser des Deutschen Reiches — von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten — der Entente der Ruf nach Versöhnung entgegen. Die Antwort ist einmal Schweigen. Einmal Haß. Einmal Hohn.

Nein: die Antwort fällt immer im Sinne des alten Römers aus: Ceterum censeo, Germaniam esse delendam! Deutschland muß vernichtet werden!

Dieser Wille wird durch die grundsätzliche Ablehnung aller Friedensangebote zur geschichtlichen Wahrheit! All das Blut, das von jetzt ab vergossen wird, kommt über die, die — selbst meist fern vom Schuß — Europa weiterhin zum Selbstmord zwingen. Unsere Feinde wollen, daß das Norden weitergeht Über ihr Haupt allein die Schuld!

10. Januar
1917

1918

46

Rebentriebschaupläge

Um die Jahreswende kreiste über dem Kilimandjaro-Gebiet in Deutsch-Ostafrika einer der ersten britischen Bombensieger, wurde beschossen und stürzte ab.

„Die Engländer“, schreibt der Kommandeur der deutschen Schutztruppe v. Lettow, „hatten den Eingeborenen mitteilen lassen, daß dies Flugzeug ein neuer „Munzu“ [Gott] wäre. Dadurch, daß dieser neue Munzu nun aber abgeschossen und von uns erbeutet wurde, trug er eher zur Hebung des deutschen Ansehens bei!“

Die Heldentruppe von Deutsch-Ostafrika stand, 4000 Gewehre stark, auf dem fast uneinnehmbar aus der Hochsteppe ragenden Oldoroberg, zu dessen in den Fels gehauenen Verschanzungen das Wasser täglich auf Eselkarren gefahren werden mußte.

27. Januar
1918

geb. 1870

Hier erwartete sie den Angriff einer 30fachen Übermacht aus allen Ecken der Erde. — Von allen Seiten zog es heran: Buren unter ihrem Landsmann, dem General Jan Christian Smuts, der schon damals als großer Deutschenhasser erwies, von vielen Buren aber als Renegat und Verräter betrachtet wurde. Indische Ulanen als Vortrab der Briten und der belgischen Kongotruppen, mit Hunderten von Automobilen, von Norden und Osten. Weiße Portugiesenscharen später über die Südgrenze. Braune Krieger aus Belutschistan, die aus den Schützengräben Flanderns kamen.

Regimenter später von der Goldküste, aus Jamaica, aus Nigerien und Rhodesien, südafrikanische Mischlinge, indische Scharfschützen — das alles flutet zu Zehntausenden heran und zerscherft an dem Häuflein von ein paar 1000 Deutschen und Askaris, denen zum Glück ein zweiter deutscher Blockadebrecher Geschütze, Munition und Eiserner Kreuze aus der Heimat gebracht hat.

1916/1917

Es ist auch für den Militär fast unbegreiflich: aber am Ende des Jahres steht die deutsche Schutztruppe, nach unzähligen Buschgefechten und Märschen kreuz und quer nach Süden, bei Ribata nahe dem Meer ungeschlagen in der deutschen Kolonie! Der Gegner ist, nach ungeheuren Verlusten durch Blei und Fieber, namentlich auch an Weißen, am Ende seiner Kräfte. General Smuts sieht seine Expedition gescheitert.

Ungebrochen die deutsche Kampftrakt in diesen Wildnistkämpfen. Nachts trotten Löwen durch das Lager. „Bei dem allgemeinen Bedürfnis nach Fett“, berichtet v. Lettow, „wurde die Flußpferdjagd eine Lebensfrage. Auch der Elefant wurde jetzt mit anderen Augen angesehen als früher. Während der Elefantenjäger sonst Länge und Gewicht der Zähne abschätzte, ehe er seinen Schuß abgab, drängte sich jetzt die Frage in den Vordergrund: Wieviel Fett wird das Tier liefern?“

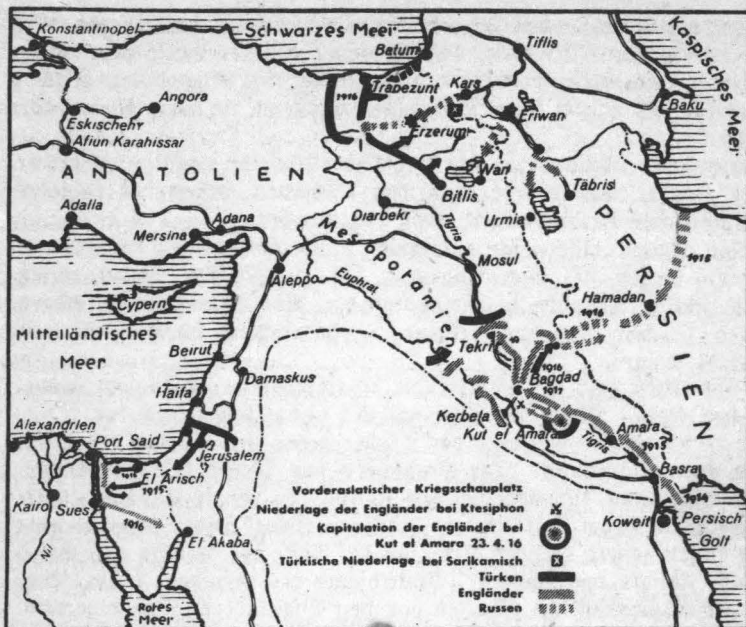
1916

Zu Weihnachten war Deutsch-Ostafrika im dritten Kriegsjahr noch deutsch!

„Zu jener Zeit“, erzählt v. Lettow, „erhielt ich eines Tages ein persönliches Schreiben des britischen Oberbefehlshabers, General Smuts, in welchem er mir die Verleihung des Ordens Pour le mérite mitteilte und die Hoffnung aussprach, daß sein herzlichster Glückwunsch mir nicht unangenehm sein würde.“

1916

Die Nebenkriegsschauplätze sonst auf der Welt im Laufe des Jahres? Kämpfe im Kaukasus und in Armenien. Man wird nie genau feststellen können, was in dem unwegsamen wilden Gebirgsland geschah, auf dessen Geröllpfaden in Ermangelung von Tragtieren Weiber und Kinder, oft den Strapazen erliegend den Türken Brot und Patronen nachschleppten. Es scheint, daß sich auf beiden Seiten nur noch durch Seuchen und Fahnenflucht ausgemergelte Gerippe von Truppentörpern umkrallten. Sieger die Russen Sie erobern Erzerum, Trapezunt, den größten Teil Armeniens.



Wichtiger die Kampfhandlungen in Mesopotamien. Dort führt Marschall Freiherr ~~der Golt~~ wider die britischen Heere.

„Er steht im 72. Lebensjahr, hat noch Tatkraft wie ein junger Mann“, schildert ihn vom Anfang des Krieges her Sven Hedin, „und fühlt sich im Felde so recht in seinem Element. Kräftig gebaut und stämmig, ist er klein von Gestalt, hat freundliche und lustig blinzelnde Augen hinter einer Brille und erinnert mehr an einen Professor als an einen General.“

„Ein Offizier“, fährt Sven Hedin fort, „sagte: ‚Wir wundern uns, daß er noch lebt. Er setzt sich den schlimmsten Gefahren aus. Neulich flog eine Granate einige Meter über seinem Kopf weg, und er lächelte nur!‘ Ein anderer Offizier warf ein: ‚Ja — er scheint an der Gefahr sein Vergnügen zu haben. Man möchte fast glauben, daß er den Tod sucht. Das wäre ein schöner Abschluß eines glänzenden Lebenslaufs. Aber die Kugeln weichen ihm aus!‘“

Und in der Tat: der alte Held stirbt den Strohtod. Die Engländer sind, vor den Toren Bagdads im Vorjahr geschlagen, den Tigris abwärts bis zur Festung Kut el Amara zurückgewichen und dort von den Türken eingeschlossen. Umsonst kommen in Eilmärschen Russen zum Entsatz — quer durch das neutrale Persien. (Von einem „Unrecht an Persien“, wie von Bethmanns „Unrecht an Belgien“ spricht bei den Gegnern niemand!) Der britische General Charles Townshend ergab sich mit 20 000 Mann. Ein „Trat-

29. November
1915

1861—1924

29. April 1916
19. April 1916

Detachment“ der deutschen Kriegsmarine half auf dem Tigris mit zu dem großen Türkenrieg, den Marshall von der Goltz nicht mehr erlebte. Er starb gerade 10 Tage vorher in Bagdad am Flecktyphus, den er sich beim Besuch Verwundeter im Lazarett geholt hatte.

Eine böse Schlappe für die Engländer und ihr Prestige in Asien, dies Kut el Amara, aber von den Osmanen wegen der elenden rückwärtigen Verbindungen nicht auszunutzen.

Die Briten rissen sich zusammen. In den folgenden Kriegsjahren hatten sie, nach Churchill, bis zu 270 000 Mann weiße und indische Truppen in Mesopotamien. Vor Ablauf eines Jahres saßen sie mit der ihnen eigenen Beharrlichkeit schon wieder in Kut el Amara.

27. Februar
1917

Kleinkrieg nur in Arabien. Galoppieren. Getralle. Englisches Gold. Kleinkrieg bis nach Syrien und gegen den Euphrat. Lichter Aulstand der Araber gegen den Sultan der Türken aus Tatarenblut. Der Großscherif von Mekka, der Nachkomme des Propheten, kümmert sich den Kuckuck um den in Stambul vom Scheich ul Islam verkündeten „Heiligen Krieg“ wider die Entente. Er führte seinen heiligen Krieg an der Seite des Königs von England, Kaisers von Indien, „Verteidigers des Glaubens“. Die kriegerischen Großscheichs erhalten von den Engländern Flugzeuge und Automobile. Der Sproß Mohammeds, Hussein ibn Ali, verkündet die Unabhängigkeit Arabiens und erklärt sich zum König des Hedschas. Trotzdem behaupten sich osmanische Streitkräfte zäh und dauernd bei Medina und dort längs der heiligen Hedschasbahn vom Roten Meer nach Damastus.

14. November
1915

5. Juni 1916
November
1916

Über El Kantara, „die Brücke“ des Suezkanals, flutet, wie seit Jahrtausenden, seit Moses Zeiten, der Völkerverkehr zwischen Asien und Afrika. Wer das Innere der Sahara kennt, sieht sich gleich östlich des Suezkanals in deren Wüste endloser, schwefelgelber Dünen versetzt. In dieser Wildnis, ohne einen Halm für die Pferde, ohne Brackwasser für die Kamele, nachgebenden Flugsand unter den Rädern der Geschütze, scheidert auf der Sinaihalbinsel der 2. große Vorstoß der Türkei gegen den Suezkanal Mensch und Tier waten halb verdurftet und verhungert durch die Streusandbüchse nach dem Süden Palästinas zurück.

1916

Ihnen folgen spähend nicht nur die australischen Rauhreiter, die aus ihrer Heimat an wasserlose Steppen gewöhnt sind, sondern etwas viel Gefährlicheres: 2 nicht endende schwarze Schlangen fressen sich von Port Said längs des Meeres in der Richtung nach Jaffa weiter und immer weiter durch die Wüsteneinsamkeit. 2 stählerne Schlangen, die auf ihren Schwellen die große Kriegsentscheidung in Vorderasien tragen. Die Briten bauen eine Bahn und daneben eine Wasserleitung, trotz Samum, Sonne,

Sandhofen. Ziel: Jerusalem. Und was hinter Jerusalem kommt

Und schattenhaft, fast noch unsichtbar, öffnen sich da die beiden Flügel einer Riesenzange über Länder und Meere, die, gespenstig wachsend, im Osten seinerzeit das Kriegsende herbeiführen wird. Ihr Hebel hier, der die Türkei wie eine Nuß zerknaden will, heißt Palästina, ihr Hebel dort, der Bulgarien von den Mittelmächten abzuwickeln soll, heißt der Balkan.

Der Balkan. In Vorkriegszeit für Deutschland nun einmal das Operettenland der Flöhe, Hammeldiebe, Lustigen Witwen. Zur vollen Erkenntnis seiner Bedeutung rang sich die Falkenhaynsche Heeresleitung auch im Krieg nicht durch. Sonst hätte sie es nicht geduldet, daß sich die Alliierten, nach dem Scheitern des Gallipoliunternehmens, völkerrechtswidrig in Saloniki festsetzten.

Und nun allmählich ihre über Südosteuropa klasternenden Kriegspläne in Mazedonien enthüllten! An der Spitze eines buntschedigen, eine Viertelmillion starken Heerbannes, in dem auch neu gesammelte Serbenreste mitmarschieren, bringt der französische General Maurice Sarrail tief in das weg-, wasser-, waldlose, wilde Gebirgsland ein, überflutet den „Schwarzen Fluß“, die Cerna, wirft die Bulgaren aus dem von ihnen im Vorjahr besetzten Monastir und erschüttert ihre weichende Front.

Brächtige deutsche Jäger, sonstige ausgesuchte deutsche Truppen, die eigentlich bitter nötig zur Bestrafung Rumäniens gebraucht werden, müssen eilends helfen. Die Kämpfe kommen zum Stehen.

Auch Griechen fechten jetzt da mit. Die Entente hat, in einem ihrer üblichen Völkerrechtsbrüche, die nur Deutschland nicht gestattet sind, die Hauptstadt Athen, ihren Hafen Piräus und die Eisenbahnen des neutralen Griechenland besetzt. Der Kostgänger der Entente, der kretische Rechtsanwalt und Politiker Eleutherios Venizelos, führt ihr seine bewaffneten Landesfinder zu. König Konstantin der Hellenen ist gegen den Usurpator in Saloniki machtlos. Seine Armee offiziell abgerüstet. Eine Division, die sich für neutral erklärt, nach Deutschland abgeführt.

Vorläufig nur ein Zwischenspiel in dem großen Krieg. „wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen“! Aber in dem Heute wandelt schon das Morgen.

Mitte August
1916

1856—1929
4. Dezember
1915
18. Oktober
1916

Ende Novem-
ber bis Ende
Dezember 1916

geb. 1864